

ORANGERIEN IN FRÜHNEUZEITLICHEN KLÖSTERN

Eine kulturgeschichtliche Entdeckungsreise
durch Gärten und Archive

von Georg Schrott, Sprockhövel

A. Eine alte Ansicht von Ettenheimmünster

Eine alte Ansicht (Abb. 1) zeigt das ehemalige¹ Benediktinerkloster Ettenheimmünster, nördlich von Freiburg gelegen, seinerzeit im Hochstift Straßburg. Auf den ersten Blick mag sie wie eine der damals gängigen Darstellungen von Klosterarchitektur erscheinen. Ein erhöhter, ungefähr nordnordöstlich gelegener Standort gewährt einen Überblick über einen Großteil der Anlage: das ummauerte Klosterareal, die Stiftskirche, die Konventsbauten mit zwei Höfen und rechts anschließend einen weiteren Trakt mit weltlichen Funktionen. Ungewöhnlich ist aber das, was rechts im Vordergrund zu sehen ist. Die Standortwahl hat es nämlich auch ermöglicht, hier einen Teil eines Orangeriegebäudes zu zeigen. Formal fungiert der Bau als Repoussoir, durch das die Klosteranlage im Hintergrund besonders hervorleuchtet, beschienen von einer hochsommerlichen Morgensonne. Zugleich scheint es sich um einen kompositorischen Zeigegestus zu handeln: Wenn auch an den Rand verbannt und dabei abgeschnitten, nimmt das Pomeranzenhaus doch dieselbe Höhe ein wie der Klosterbau vom Fundament bis zur Kirchturmspitze. Der Bau, wiewohl nur ein kleines architektonisches Element in der klösterlichen Gesamtanlage, sollte samt seinem Inhalt gebührend zur Geltung gebracht werden, nicht aber die Schönheit seiner Architektur. Neben der Orangerie sind vier Zitrusbäumchen in eisenbereiften Holzkübeln aufgestellt. Das größte von ihnen hat auf dem Bild proportionsbedingt etwa dieselbe Höhenausdehnung wie der Konventtrakt.

Nach Auskunft des heutigen Besitzers handelt es sich bei dem Bild um eine ehemalige Supraporte aus dem Kloster Sankt Blasien, dorthin verschenkt von Ettenheimmünster.² Man wird das Gemälde lesen dürfen als Ausfluss des Besitzerstolzes des schenkenden Prälaten, der seine Orangerie angemessen gewürdigt wissen wollte. Ob es sich dabei um Abt Augustin Dornblüth handelte,

¹ Die Anlage wurde nach der Säkularisation samt der Kirche abgerissen.

² Freundliche Auskunft von Herrn Dr. Hans Berthold, Freiburg/Br.



Abb. 1: Ansicht des Klosters Ettenheimmünster. Rechts die ehemalige Orangerie (Dr. Hans Berthold, Freiburg/Br.)

der sie 1772 auch errichten ließ, würde sich erst durch eine genaue Datierung des Geschenkes ermitteln lassen.

Bei der Orangerie von Ettenheimmünster muss es sich dem erhaltenen Grundriss³ (Abb. 2) zufolge um ein ansprechendes Bauwerk gehandelt haben. Man erkennt das ansatzweise auch an den hohen Fenstern auf der uns zugewandten Nordseite. Sie sind dort aus gärtnerischer Sicht eher ungünstig, weil sie die winterliche Lichtausbeute nur wenig erhöhen, umso deutlicher aber den Aufwand für das Heizen. Auf der Südseite gab es eine Freitreppe vor einem Mittelportal. Im Sommer sollte der leer geräumte Überwinterungsraum somit wohl als Festsaal dienen. Doch nicht dessen Architektur wird präsentiert, sondern seine Funktion als Orangerie und – zumindest exemplarisch – deren Inhalt.

Archivalisch gesichert ist, dass sich im Frühjahr 1805, also zwei Jahre nach der Säkularisation, im „*orangerie Hauß zu Ettenheimmünster*“ noch ein ordentlicher Bestand an Orangenbäumen befand, nämlich insgesamt „*90 Stück in eisernen Küblen*“, allerdings „*in einem sehr schlechten Zustande*“, wie von der Ettenheimer Amtskellerei konstatiert werden musste, ergänzt um die Anmerkung: „*Kein Wunder seit 5 bis 6 Jahren sind sie nicht mehr versetzt worden, da doch dieses beinahe alle drei Jahre beobachtet werden solle*“. Aus Karlsruhe erging die Anweisung, den Bestand zu versteigern. Die Amtskellerei wartete noch „*den zweiten Austrieb im Augustmonat*“ ab (durch den sich die Pflanzen den Akten zufolge gut erholten). Im September wurden dann die

3 BGLA Karlsruhe: Baupläne Ettenheimmünster 8.

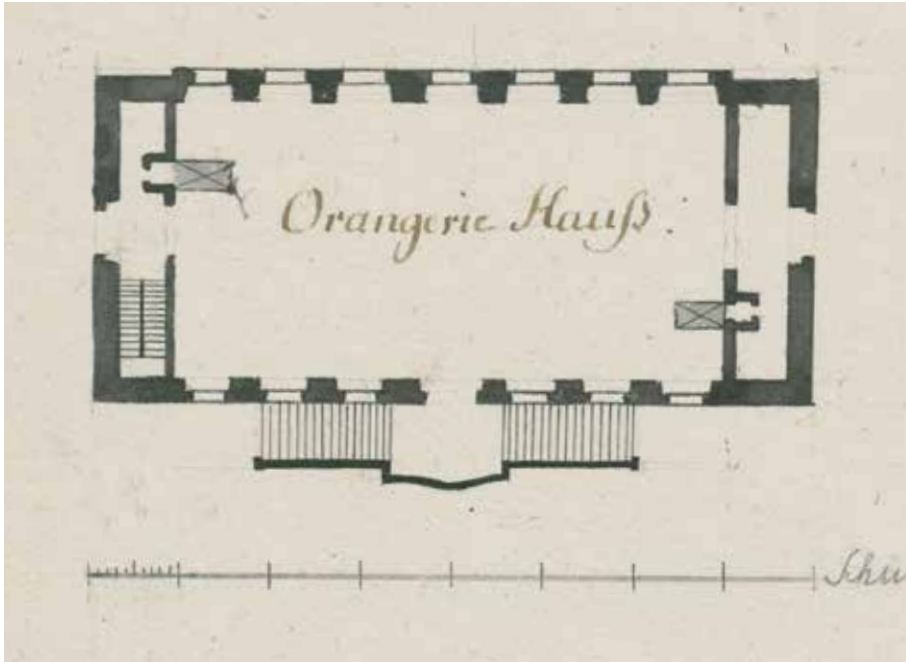


Abb. 2: Grundriss der ehemaligen Orangerie von Ettenheimmünster (Generallandesarchiv Karlsruhe: Baupläne Ettenheimmünster 8)

Bäumchen für 50 fl. an die „*Compagnie Wunderlich et Herbst*“ verkauft⁴, die auch begonnen hatte, einen Großteil der Klosteranlage zu pachten. Das Archivalie zu diesem Vorgang zeigt nicht nur Bestand und Wert der Sammlung, sondern erkennbar auch das „Überleben“ orangeriegärtnerischen Wissens nach der Säkularisation.

Die reizvolle Bildquelle, mit der diese Ausführungen begannen, mag schon ahnen lassen, dass in den folgenden Zeilen kein völliges Randgebiet klösterlicher Kultur betreten wird, sondern eines, das von nicht zu unterschätzender kulturgeschichtlicher Bedeutung war – das in der klösterlichen Kulturgeschichte bisher aber dennoch weitestgehend übersehen wurde. Die nun folgenden Beobachtungen und Reflexionen werden in der Hoffnung unterbreitet, einen ersten Überblick zu ermöglichen, für das Thema zu sensibilisieren und weitere Mitstreiter zur Beschäftigung mit klösterlichen Orangerien zu motivieren.

⁴ BGLA Karlsruhe 404, Nr. 108; zur „*Compagnie Wunderlich und Herbst*“ s. Oskar Kohler, Die Verwendung der Gebäude des Klosters Ettenheimmünster nach dessen Aufhebung im Jahre 1803 (Die Ortenau 47 [1967] 20–24).

Um das Phänomen der Pomeranzenhäuser als Elemente von Klosteranlagen historisch angemessen verorten zu können, scheint es geraten, zunächst das Gebiet der vormodernen Orangeriekultur insgesamt kurz zu umreißen. Klärungen sind schon in terminologischer Hinsicht notwendig.

B. Was ist eine Orangerie?

Wenn man sich mit den Schriftquellen über Orangerien befasst, ist es wichtig zu wissen, dass der Begriff im 18. und 19. Jahrhundert zweierlei Bedeutungen hatte.

1. Die Orangerie als Pflanzensammlung

*„Orangerie, ein angenehmer Lust-Wald, oder ein in schöner Ordnung gestellter Vorrath, von lauter Citronen- Pomerantzen- und Laurier- [= Lorbeer-] Bäumen, welche durch Kunst und fleißige Wartung der Gärtner, in kostbaren und vornehmen Gärten angeleget, des Winters aber in Ländern, die ein kaltes rauhes Clima haben, in ein so genanntes Gewächs-Haus, in welchen vermittelst ein oder mehrer Oefen eingeheizet wird, gebracht und also vor der Kälte bewahret werden ...“*⁵ So kann man es 1714 in einer Ausgabe von Johann Hübners *„Curieusem und Realem Natur- Kunst- Berg- Gewerck- und Handlungs-LEXICON“* nachlesen.

Die Orange in unserem heutigen Sinne, *Citrus x sinensis* L., gehörte dabei lange nicht zu dem Sortiment, das wir heute als „Orangeriepflanzen“ bezeichnen. Als Tafelobst wurde sie in Europa erst seit ca. 1780 angebaut⁶. Dominiert war der Zitrusbestand einer Orangerie meist von Pomeranzen und Zitronen. Dazu konnten zahlreiche weitere Spezies kommen⁷: aus dem Mittelmeerraum beispielsweise Feigen, Lorbeer, Granatäpfel, Rosmarin und Zypressen, aus dem Orient Kirschlorbeer oder gelegentlich eine Kaffeepflanze, aus Afrika Pelargonien, aus der Neuen Welt Ananas, Agaven oder Kakteen. Im späten 18. Jahrhundert verschob sich die Vorliebe der Sammler von den Zitruspflanzen allmählich zu tropischen Gewächsen, vor allem zu den Pal-

5 Johann Hübner, *Curieuses und Reales Natur- Kunst- Berg- Gewerck- und Handlungs-LEXICON* [...], o. O. [Leipzig] 21714, 1139.

6 S. Helmut-Eberhard Paulus, *Die Orangerie als Ideal. Anmerkungen zur Gestalt von Orangerien im Umkreis der Familie Schönborn* (Jahrbuch der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten 2, 1997, 103–127) 106.

7 S. Clemens Alexander Wimmer, *Die Pflanzenbestände der Orangerien* (Der Süden im Norden. Orangerien – ein fürstliches Vergnügen, Regensburg 1999, 14–19); ders., „Von denen Lust- und Blumen-Bäumen“. Das Kübelpflanzensortiment in Renaissance und Barock (Allerley Sorten Orangerie [Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland 3] o. O. [Lampertswalde] 2001, 72–87).

men, für die dann aber zumeist erst im 19. Jahrhundert eigene Palmenhäuser errichtet wurden⁸.

Das bloße Vorhandensein solcher Pflanzen hatte, so Sonja Geurts, im Feld der vormodernen Gartenkultur bereits einen ausgesprochenen Signalcharakter: „*Mediterrane Pflanzen bezeugen eine universale Bildung in Wissenschaften und Künsten sowie Reisen nach Frankreich und Italien, die in bürgerlichen Kreisen vor allem Kaufleuten vorbehalten sind*“, ansonsten zumeist von Adligen als Kavaliertouren und diplomatische Missionen unternommen wurden. „*Exotische Pflanzen aus dem Orient und der ‚Neuen Welt‘ dagegen verstehen sich als Prestige sowie als Auszeichnung für Weltoffenheit, weitreichenden Einfluss und wirtschaftliches bzw. politisches Machtstreben.*“⁹ An diese Welt suchten klösterliche Pflanzensammler offenbar Anschluss.

2. Die Orangerie als Architektur

Die zweite Bedeutung des Begriffs „Orangerie“ kam erst später in Gebrauch. Der Umbruch kündigt sich z.B. in einer Übersetzung von Dézallier d’Argenvilles einflussreichem barockem Gartentraktat an. In der deutschen Version heißt es 1731 noch: „*Ein Pommerantzen- oder Glas-Haus wird unrecht eine Orangerie genannt, weil sich dieser Name nur vor denjenigen Ort schickt, allwo man diese Kübel im Sommer nach der Ordnung setzet*“¹⁰. Der Begriff „Orangerie“ ist also schon für Bauwerke in Gebrauch, wird aber problematisiert. In Zedlers „Universal-Lexicon“ von 1735 ist dann zu lesen: „*Garten-Hauß, Gewächs-Hauß, Pomerantzen-Hauß, Orangerie ist ein Gebäu in einem Lust-Garten, in welchem die zarten und ausländischen Gewächse, so unsere Luft nicht ertragen können, sonderlich den Winter über beygesetzt, und wider die Kälte beschützt werden. Ein solches Hauß muß also angeleget werden, dass seine vordere Seite gegen Mittag sehe, und viele grosse Oeffnungen habe, dadurch bey gutem Wetter die Luft und Sonne hinein dringen, die aber gegen das böse Wetter mit Laden oder anderst verwahret werden mögen. Inwendig werden Oefen angelegt, welche ... mittler Zeit immer eine wohlge-*

8 S. Arnold Tschira, Orangerien und Gewächshäuser. Ihre geschichtliche Entwicklung in Deutschland (Kunstwissenschaftliche Studien 24) Berlin 1939, 89ff.; Silvia Saudan-Skira/Michel Saudan, Orangerien. Paläste aus Glas vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Köln 1998, 142; Simone Balsam, Orangeriebauten des 19. Jahrhunderts in Deutschland (Goldorangen, Lorbeer und Palmen – Orangeriekultur vom 16. bis 19. Jahrhundert. FS Heinrich Hamann [Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland 6] Petersberg 2010, 72–91) 73ff.

9 Sonja Geurts, Pflanzenkunde und Pflanzensammlungen in der Gartenkunst (Stefan Schweizer/Sascha Winter, Gartenkunst in Deutschland. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Geschichte – Themen – Perspektiven, Regensburg 2012, 540–560) 545.

10 Alexandre Le Blond, Die Gärtnerey, So wohl In ihrer Theorie oder Betrachtung, Als Praxi oder Übung..., Augsburg 1731, 289; im Widerspruch zum angegebenen Autorennamen handelt es um die deutsche Übersetzung einer Neuauflage von: Antoine Joseph Dézallier d’Argenville, La Théorie et la Pratique du Jardinage..., zuerst Paris 1709.

*mäßigte Wärme ohne empfindliches Steigen und Fallen unterhalten, weil die Gewächse sonst Schaden nehmen könnten.*¹¹

Ohne Kenntnis dieser Doppelbedeutung kann man bei der Interpretation der Quellen in Schwierigkeiten geraten. Wenn beispielsweise über Abt Honorat Göhl von Ottobeuren mitgeteilt wird: „*Die Verzierung der Gärten ließ er durchgehends verschwinden, die Orangerie verkaufen, das Treibhaus demolieren*“¹², dann ist damit nicht gemeint, dass das Pomeranzenhaus den Besitzer wechselte.¹³ Dieses, hier als „Treibhaus“ bezeichnet, wurde „demoliert“, also seiner Funktion entzogen. Verkauft wurden dagegen die Pflanzen.

„Orangerie“ war aber im 18. Jahrhundert nur einer von vielen Begriffen für dasselbe Architektur-Phänomen. In Gebrauch waren „*Gewächshaus*“, „*Orangeriehaus*“, „*Winterhaus*“ und „*Winterung*“, aber auch „*Gartenhaus*“. Zitiert wurden bereits die Synonyme „*Gewächshaus*“ und „*Pomeranzenhaus*“. Verbreitet war die Bezeichnung „*Glashaus*“. Speziell in Österreich findet man den Begriff „*Welsches Haus*“. Im Chorherrenstift Indersdorf ist von einem „*Plantarium Italicum*“¹⁴ die Rede. Wurden, wie einst in Kremsmünster, speziell Feigen gehalten, spricht man auch eingegrenzt nur vom „*Feigenhaus*“.¹⁵

Heutzutage verwendet man neben „Orangerie“ auch die Vokabeln „*Winterung*“ und, etwas irreführend, „*Kalthaus*“. Der Begriff rührt daher, dass es darum ging, den Raum frostfrei zu halten. Sollten tropische Gewächse gehalten werden, die ständig höhere Temperaturen benötigten, errichtete man dafür ein ganzjährig beheiztes „Warmhaus“ – zu dem das Kalthaus ein Gegenbegriff ist.¹⁶ Doch mit den Warmhäusern sind wir schon im 19. Jahrhundert angekommen, in vormodernen Klöstern gab es sie wohl nicht.

Eine terminologische Unterscheidung Tschiras hat sich nicht allgemein durchgesetzt. Er differenziert zwischen Orangerien einerseits und Glashäu-

11 Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges UNIVERSAL-LEXICON Aller Wissenschaften und Künste ... 10, Leipzig – Halle 1735, 351.

12 P. Basilius Miller im Jahr 1819; zitiert nach Gabriele Dischinger, Ottobeuren. Bau- und Ausstattungsgeschichte der Klosteranlage 1672–1802 (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Ergänzungsband 47) Bd. III. Quellen, Sankt Ottilien 2011, 651.

13 So ist Dischinger zuzustimmen, wenn sie über die zitierte Stelle anmerkt, ein Verkauf des Glashauses sei zu bezweifeln, da dann der weltliche Käufer freien Zugang zum Hofgarten erhalten hätte; s. ebd., 651, Anm. 137. Doch dies war eben auch gar nicht gemeint.

14 Auszüge aus Penzls Indersdorfer Chronik 1745 (Peter Dörner, Die Indersdorfer Chronik des Chorherren Georgius Penzl [1697–1748] und ihre Bearbeitung durch Propst Gelasius Morhart [1710–1771]. Historische Quelle und Beispiel barocker Klosterschichtsschreibung [Publikationen der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim 5] Paring 2003, 89–364) 180/257.

15 S. Aigendlicher Abriss des Löbl[ichen] Stüffts und Closters Crembsmünster Ord: S: Benedicti in Österreich. Ob der Enns. Ao. 1677. (Entwerfer: Clemens Beuttler; Stecher: Matthäus Kürell), in der Legende: Nr. 3.

16 S. beispielsweise Saudan-Skira/Saudan, Orangerien (wie Anm. 8), 127ff.

sern andererseits. Die (nicht ganz ausdrücklich benannten) Unterscheidungskriterien sind der Wandaufbau der Südseite und die Grundrisse. Die Orangerie ist demnach dadurch gekennzeichnet, dass ihre Südseite aus durchfenstertem Mauerwerk besteht. Anders das Glashaus. Die Südseite war ist Sprossenfenstern voll verglast; hinter dem Pflanzenraum erstreckt sich von Ost nach West ein Heizgang, von dem aus die Heizung bedient und in dem Brennholz gelagert werden kann.¹⁷ Es versteht sich, dass die architektonische Variationsbreite des zweitgenannten Typus gering war, während die Wandlösungen der Orangerien zu architektonischer Kreativität einluden.

In der Terminologie heutiger Literatur wird zwischen beiden Typen nicht mehr scharf getrennt. Dies könnte darin begründet sein, dass es zwischen beiden Gruppen allerlei Übergangsformen gab. Außerdem ist der Begriff „Orangerie“ ja eher funktional als formal gemeint, so dass er sich zumindest dann für Glashäuser eignet, wenn darin typische Orangeriepflanzen aufbewahrt wurden.

Angesichts dieser etwas komplizierten Begriffsgeschichte wird man Paulus folgen können, der die Frage, was eine Orangerie sei, mit folgender Definition beantwortet: „*Maßstab ... ist eine faktisch betriebene Pflanzenkultur unter Zuhilfenahme technischer Konstrukte, die eine Überwinterung südländischer (insbesondere mittelmeeischer) Pflanzen nördlich der Alpen ermöglicht.*“¹⁸

3. Die Orangerie als Gartenareal

Gelegentlich wurde auch der Teil eines Gartens, in dem die Pflanzen den Sommer über aufgestellt wurden, als Orangerie bezeichnet, beispielsweise in der oben zitierten Stelle aus d'Argenvilles Gartentraktat.¹⁹ Wenn im Sommer die Orangeriepflanzen nur in einem bestimmten Gartenareal aufgestellt wurden, kann die Fläche diesen Namen tragen. Somit hat der Begriff also auch noch eine dritte Bedeutung.

C. Der kulturelle Kontext: Orangerien der Höfe, des Bürgertums und des Landadels

1. Höfische Orangerien

Beschäftigt man sich mit frühneuzeitlicher Kunst- und Kulturgeschichte, so „*muss man die Höfe als die eigentlichen Zentren ... der Gartenkunst ... an-*

17 S. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 77.

18 Helmut-Eberhard Paulus, Neu aufgeworfene Fragen zur Orangerie des Kloster-Schlusses Prüfening bei Regensburg (Zitrus-Blätter. Mitteilungen des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V. Nr. 9/2014, 11f.) 11 (<http://orangeriekultur.de/media/Zitrusblaetter/ZB09-2014.pdf>; Zugriff: 8.8.2014).

19 Vgl. Anm. 10.

sprechen“;²⁰ und „ganz sicher ist die frühneuzeitliche höfische Kultur als ein entscheidender Katalysator von Gartenkunst zu betrachten“.²¹ So sind auch landadelige, bürgerliche und klösterliche Gartenanlagen immer von der höfischen Kultur inspiriert – sei es mittelbar oder unmittelbar.

Vor allem die Pomeranzen spielten eine wichtige Rolle in der symbolischen Repräsentation der Fürstenhöfe.²² Sie wurden mit den mythischen „mala aurea“ identifiziert, den „Goldenen Früchten“, die Herakles in einer seiner Aufgaben aus dem Garten der Hesperiden raubte. Gleichermäßen galt der architektonische, technische und ökonomische Aufwand, den der Unterhalt einer großen Orangerie bedeutete, als herkulische Aufgabe, die der Fürst bewältigte. Er demonstrierte damit finanzielle Potenz und die Fähigkeit, die Naturgesetze zu besiegen. Er war imstande, Zitruspflanzen aus fernen Gegenden in sein Reich zu überführen und sie gegen alle klimatischen Widrigkeiten am Leben zu erhalten. Helmut-Eberhard Paulus spricht gar von einer „jeder Orangerie immanente[n] Apotheose“:²³ Durch ihre Eigenschaften als Immergrüne und das gleichzeitige Auftreten von Blüten und Früchten am selben Baum schienen aus mitteleuropäischer Sicht die Jahreszeiten außer Kraft gesetzt und eine immerwährende Fruchtbarkeit gegeben – ein elysischer Zustand! „So ist die Orangerie der Ort, wo die Götter wohnen ... An die Stelle von Herkules tritt im 17./18. Jahrhundert aber nun ganz individuell der jeweilige Herr des Orangeriegartens ... Herr eines Orangeriegartens zu sein, hieß die eigene göttliche Dimension zu veranschaulichen.“²⁴ Kein Wunder, dass nördlich der Alpen kaum ein fürstliches Schloss ohne Orangerie auskam.

2. Orangerien des Landadels

Einen lebendigen Eindruck landadeliger Orangeriekultur vermittelt Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“.²⁵ Ein Pomeranzenbäumchen, an dessen Früchten sich Mozart unwillkürlich vergreift, ist darin ein Leitmo-

20 Marcus Köhler, Pflegen, Entwerfen, Züchten. Zur Professionsgeschichte der Gartenkunst (Schweizer/Winter, Gartenkunst in Deutschland [wie Anm. 9], 150–157) 150.

21 Schweizer, Einführung (ebd., 11–21) 16.

22 S. Claudia Gröschel, Die goldenen Äpfel. Zitrusfrüchte zwischen antikem Mythos, Herrschaftssymbol und bildender Kunst (Der Süden im Norden [wie Anm. 7], 7–13); Marina Heilmeyer, Die Goldenen Äpfel – Mythologisches rund um die Zitrusfrüchte (Oranien – Orangen – Oranienbaum, München – Berlin 1999, 16–23); Helmut-Eberhard Paulus, Die Orangerie von Schloss Friedenstein zu Gotha im historischen Kontext der europäischen Orangeriekultur (Orangeriekultur im Herzogtum Sachsen-Gotha [Orangeriekultur 8] Petersberg 2013, 81–116).

23 Helmut-Eberhard Paulus, Orangerie – der realisierte Traum von der Antike als Paradies (ders., Orangerieträume in Thüringen. Orangerieanlagen der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten [Große Kunstführer der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten 2] Regensburg 2005, 11–40) 34.

24 Ebd., 34f.

25 Eduard Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag, Frankfurt/M. 1979.

tiv. Wiewohl erst 1855 veröffentlicht, dürfte der Umgang mit mediterranen Pflanzen in den Adelskreisen des späten 18. Jahrhunderts von Mörike historisch recht stimmig rekonstruiert worden sein.

Der garten- und orangeriegeschichtlich führenden Stellung der Höfe ist es wohl geschuldet, dass sich die Orangerieforschung mit den Pomeranzenhäusern des Landadels bisher weniger flächendeckend beschäftigt hat.²⁶ Gerade das ist für das Verständnis der klösterlichen Orangeriekultur bedauerlich. Denn während die höfischen Orangerien für die Klöster einen übergeordneten, vertikalen Bezugspunkt darstellen, sind die landadeligen Orangerien als „horizontale Referenzgröße“ anzusehen. Interpretiert man Pomeranzenhäuser – und das ist naheliegend – als Ausdrucksmittel ständischen Konkurrenz-Könnens und -Wollens, so ist die Frage interessant, wie sich die Klöster hier im Vergleich zum Landadel positionieren konnten. Eine baldige Aufarbeitung dieser Forschungslücke am Beispiel verschiedener Regionen ist somit eines der dringenden Desiderate der Orangerieforschung.

3. Bürgerliche Orangerien

Neben der ständisch-repräsentativen Perspektive ist zum Verständnis von Orangerien auch die der Bildungs- konkreter: der Sammlungsgeschichte zu berücksichtigen. Dann kommt neben der Nobilität auch das Bürgertum in den Blick. Dessen gebildete, finanziell gut gestellte Vertreter hatten in der früheren Neuzeit Kunst- und Wunderkammern in großer Zahl angelegt und dort mannigfaltige Mirabilia versammelt. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde dieser Sammlungstypus gemäß dem neuen Ideal der aufklärerischen Erudition durch das Sammeln nach (proto-) wissenschaftlichen Kriterien abgelöst, wobei die Botanik ein besonders populäres Feld abgab. Beide Interessen – das Bestaunen von Exotica wie das botanische Sammeln – ließen sich durch Orangeriepflanzen in besonderem Maße bedienen.

Zumindest vorgeschlagen findet man nicht-adelige Zitrusmischungen beispielsweise schon in Joseph Furtenbachs „*ARCHITECTURA RECREATIONIS*“ von 1640, in der auch abschlagbare Winterungen für bürgerliche Gärten vorgesehen sind: „*In das Ländlin ... künden Feigen/ Pomerantzen/ vnd dergleichen subtiler Früchtenbäum zum Lust eingesetzt/ [die] aber den Winter vber mit einem brettern Dächlin bedeckt werden.*“²⁷

Unser Kenntnisstand über reale bürgerliche Orangerien wäre aber gering, hätte nicht in Nürnberg Johann Christoph Volkamer²⁸ (1644–1720) gelebt

26 Siehe aber Claudia Simone Linten, *Orangerien in Westfalen* (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXVIII Kunstgeschichte. Bd. 327) Frankfurt/M. u. a. 1998.

27 S. Joseph Furtenbach, *ARCHITECTURA RECREATIONIS*. Das ist: Von Allerhand Nutzlich: vnd Erfrewlichen Civilischen Gebäwen ..., Augsburg 1640, 3 (zu „Kupfferblatt“ Nr. 1).

28 S. zuletzt die verschiedenen Aufsätze in dem Band: *Nürnbergische Hesperiden und Orangeriekultur in Franken* (Orangeriekultur 7) Petersberg 2011; Iris Lauterbach, *Mundus in*

und gewirkt. Er war sicher keine exemplarische, sondern eine exzeptionelle Gestalt bürgerlicher Orangeriekultur. Seine „Nürnbergische[n] HESPERIDES“ von 1708,²⁹ einer der Klassiker – und der deutschsprachige Klassiker – der frühneuzeitlichen „Zitrus-Literatur“,³⁰ demonstrieren zugleich Faszination und Sachkenntnis, dokumentieren unermüdlichen Sammeleifer und herausragendes Expertentum. Daneben verhalf ihm seine Sammlung aber sicher auch zu einem besonderen Prestige innerhalb seines bürgerlichen Umfelds.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts müssen sich Orangerien als Immobilien in nicht-adeligem Besitz mehr und mehr verbreitet haben. Dies legt jedenfalls ein Kommentar des berühmten Gartentheoretikers Christian Cay Lorenz Hirschfeld nahe. In seiner „Theorie der Gartenkunst“ von 1775 (hier wurde die Ausgabe von 1777 benutzt) schreibt er: *„Die Orangerien, die in unsern heutigen Gärten so gewöhnlich sind, verdienen hier gelegentlich noch ein Wort. Es ist nicht zu läugnen, dass ihnen eine vorzügliche Schönheit eigenthümlich ist. Allein man macht mehr aus ihnen, als man sollte, wenn man glaubt, dass kein deutscher Garten ohne eine reiche Orangerie schön seyn könne; ein Wahn, der oft den kleinsten Besitzer beherrscht. Einige Orangenbäume in der Nähe des Wohnhauses sind, der Gestalt, des balsamischen Geruchs der Blüte, und des Goldes der Früchte wegen, sehr angenehm. Aber die Unterhaltung einer großen Orangerie in Deutschland ist nicht allein deswegen abzurathen, weil sie sehr kostbar [= kostenintensiv] ist, viele Wartung erfordert und oft den nützlichen Gartentheilen die beste Erde raubt, sondern auch weil die Orangenbäume unter uns nur kranke Fremdlinge sind, die unsrer rauhern Luft ungewohnt sich immer nach den Gewächshäusern, ihren Spitälern, sehnen. Wie viele schöne Gewächse und Bäume haben wir nicht, die in unserm Klima sich vortrefflich befinden, und die uns Ergötzung genug geben, ohne dass wir nöthig hätten, mit Kosten und Mühe ausländische Pflanzen herbeyzuholen, die fast immer siechen und so leicht sterben!“*³¹

Wenn die Intellektuellen in den Prälaturen des späten 18. Jahrhunderts spätaufklärerische und gartentheoretische Reflexionen verfolgten und sich diesen verbunden fühlten, dürfte das angesichts solcher Äußerungen nicht ohne Folgen für die Orangeriekultur gewesen sein.

litteris: Der Kaufmann als Gelehrter. Johann Christoph Volkamers Hesperidenwerk (Orangeriekultur im Bodenseeraum [Orangeriekultur 9] Berlin 2013, 130–159).

29 Johann Christoph V[olkamer], Nürnbergische HESPERIDES, Oder Gründliche Beschreibung Der Edlen Citronat/ Citronen/ und Pomerantzen-Früchte ..., Nürnberg 1708 (ND Leipzig 1986).

30 S. dazu Clemens Alexander Wimmer, Citrus-Literatur in der Bücherei des Deutschen Gartenbaues (Arbeitskreis „Orangerien“. Tagungsbericht 1, Potsdam 1992, 136–146); ders., Bemerkenswerte Zitrus-Literatur vom 16. bis 19. Jahrhundert (Oranien – Orangen – Oranienbaum [wie Anm. 22], 49–58).

31 Christian Cay L. Hirschfeld, Theorie der Gartenkunst, Frankfurt – Leipzig ²1777, 150f.

4. Orangerien anderer kirchlicher Herren

Der Vollständigkeit halber sei noch kurz in Erinnerung gebracht, dass neben den Klöstern auch Fürstbischöfe als Bauherren von Orangerien aktiv waren. Beispiele sind etwa die Augustusburg in Brühl (Erzstift Köln), Nordkirchen (Hochstift Münster), Veitshöchheim (Hochstift Würzburg), Seehof (Hochstift Bamberg) oder Bruchsal (Hochstift Speyer). Eingehender untersucht sind mittlerweile die Kalthäuser, die im Auftrag der Passauer Bischöfe entstanden.³² Eine besondere Rolle spielt die Orangeriekultur für das Schloss des Kurfürsten und Reichserzkanzlers Lothar Franz von Schönborn in Pommersfelden. Die Gestaltung der ganzen Anlage weist eine „*hesperidische Zentralthematik*“³³ auf, und der Bauherr ließ sich im Freskenschmuck des Treppenhauses – wie ein weltlicher Fürst – als Herkules inszenieren. Auf den Ortsnamen „Pommersfelden“ wurde eine Anspielung auf die Pomeranze projiziert: Man latinisierte ihn zu „Campi Pomeranici“.³⁴

An Beispielen wie diesem wird deutlich, dass bischöfliche Orangerien weniger mit denen der Stifte gleichzusetzen sind, sondern nach analogen soziokulturellen Gesetzmäßigkeiten funktionierten wie die der Residenzen und Schlösser weltlicher Fürsten. Ähnliches wird wohl auch für die Orangerien der Deutschordenskommenden gelten, etwa in Altshausen, Ellingen³⁵ oder Beuggen. Adelige Herkunft und politischer Rang waren für das Selbstverständnis der Komture wohl oft prägender als die Zugehörigkeit zu einem religiösen Orden.

Damit liegt nun ein erster kulturgeschichtlicher Bezugsrahmen vor und es ist an der Zeit, das eigentliche Thema in den Blick zu nehmen.

D. Die Verbreitung klösterlicher Orangerien

1. Geographische Verbreitung

Kloster-Orangerien gibt – oder zumindest: gab – es im gesamten katholischen Mittel- und Westeuropa. Die Nordgrenze der Verbreitung ist nach dem derzeitigen Stand der Recherche markiert durch die pommersche Zisterzienserabtei Oliwa³⁶

32 S. Wolfram Hübner, Einige Aspekte der Gärten und Orangerien von Hacklberg und Freudenhain in Passau, 1554–1803 (Ein Hauch von Gold. Pomeranzen und Gartenkunst im Passauer Land, hrsg. v. Landkreis Passau, Regensburg 2005, 71–86).

33 Walter Jürgen Hofmann, „In Campis Pomeranicis“. Ikonologie als Fiktion und Geschichte (Wiener Jahrbuch für Kunst 42, 1990, 129–155/241–254) 154.

34 S. ebd., 130.

35 S. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 51.

36 S. ebd., 62.

bei Danzig. Weiter westlich können hier Kamp am Niederrhein³⁷, Cappenberg³⁸, Corvey³⁹, Dalheim⁴⁰, Hardehausen⁴¹, Liesborn⁴², Marienfeld⁴³ und vielleicht auch Clarholz⁴⁴ in Westfalen, Neuzelle⁴⁵ und Sankt Marienthal in der Lausitz sowie Leubus (heute Lubiązu) und Heinrichau (Henryków)⁴⁶ in Schlesien genannt werden. Die Linie entlang von Klöstern im westlichen Bereich des deutschen Sprachraums – wie Rommersdorf, Echternach⁴⁷, Eberbach⁴⁸, Sankt Blasien⁴⁹, Lützel und andere – bildet dagegen keine Verbreitungsgrenze, denn in Frankreich und im heutigen Belgien gab es ebenfalls Klosterorangerien, beispielsweise bei den Benediktinern in Saint Denis und Bèze oder bei den Zisterziensern von Nizelles. In Sankt Urban steht das größte klösterliche Orangeriegebäude der Schweiz⁵⁰, aber auch in Muri bestand von 1742 bis um 1790 eine entsprechende Einrich-

-
- 37 S. Dethard v. Detten, Die archäologischen Untersuchungen im barocken Terrassengarten von Kloster Kamp (Der Terrassengarten von Kloster Kamp, hrsg. v. Landschaftsverband Rheinland, Landeskonservator Rheinland [Arbeitsheft 34] Köln 1993, 39–62) 56ff.; Werner Klinkhammer, Die architektonische Neugestaltung des Kamper Terrassengartens (ebd., 123–152), 134ff.
- 38 Michael Mette, Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 25) Bonn 1993, 53f.
- 39 S. Hans Joachim Brüning, Zur Kunst- und Baugeschichte der Abtei Corvey in der Barockzeit (Westfalen 62, 1984, 129–152) 135/143 f./146; Mette, Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (wie Anm. 38), 30f.
- 40 S. zum „Großen Gartenhaus“: Roland Pieper, Dalheim. Pfarrort – Kloster – Staatsdomäne, Münster 2000, 158ff.; Mette, Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (wie Anm. 38), 72.
- 41 S. Inga Erika Kleinknecht, Der barocke Klostersgarten in der Gartenarchitektur des 18. Jahrhunderts am Beispiel des westfälischen Prämonstratenserklosters Clarholz, Köln: Diss. 1999 (online-Version: <http://kups.uni-koeln.de/534/>; Zugriff: 2.9.2014), 111 ff.
- 42 Tagebuch des letzten Abtes zu Liesborn Carolus von Kerksenbrock (Bernhard Heinrich Wilhelm) geboren zu Vreden, den 16. December 1750 gestorben zu Münster 1828, hrsg. v. E. Eick, Dortmund 1903, 27.
- 43 Mette, Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (wie Anm. 38), 44 f.
- 44 S. Kleinknecht, Der barocke Klostersgarten (wie Anm. 41), 16.
- 45 S. Alexander Niemann, Der barocke Garten des Klosters Neuzelle und seine Wiederherstellung (Das Zisterzienserkloster Neuzelle. Bestandsforschung und Denkmalpflege [Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums 15] Berlin 2007, 50–116) 58f./74f.
- 46 S. Heinrich Grüger, Heinrichau. Geschichte eines schlesischen Zisterzienserklosters 1227–1977 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 16) Köln – Wien 1978, 66/258f./262/265/267 und Plan 3.
- 47 S. Michel Schmitt, Der Einzug der „moderna nova architectura“ in die Abtei Echternach (Die Abtei Echternach 698–1998, hrsg. v. M. Camillo Ferrari, J. Schroeder u. H. Trauffer [Publications du Cludem 15] Luxembourg 1999, 275–281) 280.
- 48 S. Wolfgang Einsingbach/Wolfgang Riedel, Kloster Eberbach im Rheingau, Berlin – München 2009, 87f.
- 49 S. Kleinknecht, Der barocke Klostersgarten (wie Anm. 41), 160ff.
- 50 S. Importierte Prachtentfaltung – Die Orangerielandschaft der Schweiz in drei Beispielen (NIKE-Bulletin 5/2011, 8–11; http://www.nike-kultur.ch/fileadmin/user_upload/Bulletin/2011/05/PDF/NIKE_5_11_Orangerie.pdf; Zugriff: 25.5.2015) 9f.

tung⁵¹; Sankt Gallen verfügte einst ebenfalls über ein Glashaus.⁵² Das heutige Österreich ist mit einer ganzen Reihe von Stiften vertreten, in denen, meist umgenutzt, noch heute die historischen Orangerien stehen, beispielsweise in Stams⁵³, Sankt Peter in Salzburg⁵⁴, Altenburg⁵⁵, Zwettl⁵⁶, Klosterneuburg und Herzogenburg. Andere Winterungen österreichischer Klöster gingen ganz verloren (so in Lambach, Melk⁵⁷ oder Schlierbach) oder wurden, wie in Kremsmünster⁵⁸, umgebaut. In Böhmen kann auf die Orangerien in Plasy (zerstört), Vyšší Brod (ruinös) und Břevnov (neu rekonstruiert⁵⁹) verwiesen werden, in Ungarn auf die Anlagen der Prämonstratenser von Jászó (heute das slowakische Jasov)⁶⁰ und der Zisterzienser von Zirc.⁶¹ Aus dem Kurfürstentum Bayern lassen sich Asbach⁶², Baumburg⁶³, Dießen, Ettal⁶⁴, Indersdorf, Michelfeld⁶⁵, Prüfening⁶⁶, Raitenhas-

51 S. Peter Paul Stöckli, *Die Gärten des Klosters Muri*, Bern 2013, 19.

52 S. Heilkräuter und Gartenanlagen im Kloster St. Gallen. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (30. November 2009 – 7. November 2010) Sankt Gallen 2010, 72ff.

53 S. Monika Frenzel, *Gartenkunst in Tirol von der Renaissance bis heute. Historische Gärten in Nord-, Ost- und Südtirol*, Innsbruck – Wien 1998, 119–121.

54 S. Georg Schrott, *Orangeriekultur im Salzburger Benediktinerstift St. Peter – ein Sonderfall?* (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 154/155, 2015; im Druck).

55 Albert Groß/Werner Telesko (Hgg.), *Benediktinerstift Altenburg. Mittelalterliches Kloster und barocker Kosmos*, Wien 2008, 157

56 S. Martin Treberspurg/Bertram Chiba, *Die Gewächshäuser im Prälatengarten des Stiftes Zwettl* (*Österreichische Zeitschrift für Kunst u. Denkmalpflege* 59, 2005, 235–245).

57 S. Burkhard Ellegast, *Das Stift Melk*, Melk 2007, 142/146/157.

58 S. Thomas Baumgartner, „Welsche Pamben, Feigenheiser und Pumerantschenstuben“. Streiflichter auf die Entwicklung der Orangeriekultur im Wiener, nieder- und oberösterreichischen, Salzburger und Tiroler Raum von den Anfängen bis 1683 (Ein Hauch von Gold [wie Anm. 32], 131–158), 139.

59 S. Pavel Joba, *The Orangery in the Benedictine Monastery at Břevnov, Prague* (Orangeriekultur in Österreich, Ungarn und Tschechien [Orangeriekultur. Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V. 10] Berlin 2014, 127–132).

60 S. Kristóf Fatsar, *Hungarian Orangeries until the Turn of the 19th Century* (Orangeriekultur in Österreich, Ungarn und Tschechien [wie Anm. 59], 60–81) 78; Gabor Alföldy, *Orangeries and other Greenhouses in Hungary in the 19th Century* (ebd., 82–112) 92.

61 S. Alföldy, *Orangeries and other Greenhouses in Hungary* (wie Anm. 60), 95f.

62 S. BHStA M: Landesdirektion von Bayern in Klostersachen vorl. Nr. 964.

63 Der Verkauf eines „Glashauses“ nach der Säkularisation ist erwähnt in: BHStA M: Landesdirektion von Bayern in Klostersachen vorl. Nr. 1158.

64 S. BHStA M: Landesdirektion von Bayern in Klostersachen vor Nr. 1842.

65 S. Georg Schrott, *Caffeebaum und Pomerantzen. Orangeriekultur in Oberpfälzer Klöstern* (Hg. Provinzialbibliothek Amberg) Regensburg 2009, 32ff.

66 Helmut-Eberhard Paulus, *Die ehemalige Orangerie des Klosters Prüfening bei Regensburg* (*Zitrusblätter*, 2012, H. 5, 5–7) (<http://orangeriekultur.de/media/Zitrusblaetter/ZB05-2012.pdf>; Zugriff: 3.3.2015). Heilmeier bestreitet die Existenz einer Orangerie in Prüfening vor 1803; sie sei erst nach der Säkularisation errichtet worden; s. Klaus Heilmeier, *Prüfening Schloßstraße 71. Vom Pflanzenhaus zum Kinderhaus – Sanierung und Umnutzung der „Orangerie“ von Schloss Prüfening* (*Denkmalpflege in Regensburg* 13, 2014, 331–334); s. dazu die kritische Rezension von Paulus, *Neu aufgeworfene Fragen* (wie Anm. 18).

lach, Sankt Emmeram⁶⁷, Waldsassen⁶⁸ und Weyarn⁶⁹ anführen, von denen aber einzig das Gebäude in Dießen erhalten ist. In Franken stehen noch die Orangeriebauten in Ebrach⁷⁰ und auf dem Bamberger Michelsberg⁷¹, während die Langheimer Anlage verloren ging. In Triefenstein wurde das Glashaus, wenn auch nach dem alten Vorbild, neu gebaut.⁷² In Bayerisch-Schwaben können Kaisheim (allerdings mit einer Orangerie in Ingolstadt, auf dem Gelände des ehemaligen klösterlichen Stadthofs)⁷³, Buxheim (abgegangen), eine ehemalige Teatro-Orangerie in Ottobeuren (zum Wohnhaus umgebaut), Kempten (heute Stadtbibliothek)⁷⁴ und Irsee (angelehnt an alte Vorlagen neu gebaut) genannt werden.

2. Verbreitung nach Orden

Schlüsselt man den historischen Bestand an Orangerien nach der Ordenszugehörigkeit ihrer Betreiber auf, so dominieren klar die Benediktiner und Zisterzienser. Seltener scheinen die Augustinerchorherren Pomeranzenhäuser unterhalten zu haben (Dalheim, Triefenstein, Indersdorf, Dießen, Klosterneuburg und Herzogenburg). Die Prämonstratenser waren offenbar eher ausnahmsweise in größerem Umfang an der Orangeriekultur beteiligt – bisher ließen sich nur Rommersdorf und Obermarchtal ermitteln. Als Einzelfälle können noch das Kamaldulenserklöster im ungarischen Majk⁷⁵ und die Reichskartause Buxheim in Schwaben genannt werden. Ein kleines Gewächshaus findet sich auch auf einer alten Ansicht des Innsbrucker Servitenklosters.⁷⁶

67 In einer Beschreibung des Abtes Coelestin Steiglehner von 1803 zu einem verloren gegangenen Plan Sankt Emmerams von 1794 ist u. a. aufgezählt: „No. 59. Ehemaliger fürstabteiler Garten. No. 60. Glashaus.“ S. Max Piendl, *Fontes monasterii s. Emmerami Ratisbonensis. Bau- und kunstgeschichtliche Quellen* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des ehemaligen Reichsstiftes St. Emmeram in Regensburg [Thurn und Taxis-Studien 1] Kallmünz 1961, 1–185) 174.

68 S. Schrott, *Caffeebaum und Pomerantzen* (wie Anm. 65), 21ff.

69 BHStA M: Landesdirektion von Bayern in Klostersachen vorl Nr. 255.

70 S. dazu Wolfgang Wiemer, *Die Gärten der Abtei Ebrach*, Berlin 1999, 73ff.

71 S. dazu Peter Ruderich, *Wo „die Terrassen das Auge wie Stufen zu dem schönen Klostergebäude hinaufführen“*. Die Abtei Michelsberg und ihre Gärten. Ein Werkstattbericht (Denkmalpflege-Informationen 94, 2005, 25–28); Tilmann Breuer/Christine Kippes-Börsche/Peter Ruderich, *Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Immunitäten der Bergstadt. 4. Michelsberg und Abtsberg* (Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Oberfranken V 3/4) Berlin – München 2009, 453ff.

72 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München: *Kloster Triefenstein, Orangerie*, Flur-Nr. 6423.

73 Norbert Nordmann, *Orangerien und Gewächshäuser im Kulturraum Altbayern* (Ein Hauch von Gold [wie Anm. 32], 121–130) 124.

74 S. Bernd Ziolkowsky, *Leben im Hofgarten. Die Familiengeschichte von Maria und Robert von Reichert in der Orangerie und im Hofgarten zu Kempten*, Augsburg 1997, pass.

75 S. Fatsar, *Hungarian Orangeries* (wie Anm. 60), 65.

76 S. Frenzel, *Gartenkunst in Tirol* (wie Anm. 53), 128; Quellenangabe (ebd., 130): „Kunst-kammer der Serviten, Innsbruck“.

Aus dieser Übersicht wird schon ein wichtiger Zusammenhang deutlich: In aller Regel handelt es sich bei den Bauherren klösterlicher Orangerien um Prälatenklöster. Die nichtständischen Orden, die Jesuiten und die verschiedenen Bettelorden, waren keine bedeutsamen Akteure der Orangeriekultur. Das legt die Vermutung nahe, dass die Orangerien der Klöster in ihrer soziokulturellen Einbettung am ehesten mit denen des Landadels zu vergleichen sind.

Ob es übrigens öfter auch Orangerien bei Nonnenkonventen gab, ist nicht leicht zu klären. Die Falsifikation macht wie üblich mehr Mühe als die Verifikation. Das ist vor allem in der Quellenlage begründet. Anders als von den meisten Männerklöstern sind von Frauenklöstern des 18. Jahrhunderts Veduten und andere Ansichten in eher geringer Zahl überliefert, doch gerade diese Bildquellen liefern oft die ersten Belege für das Vorhandensein ehemaliger Orangerien. Wegen der meist deutlich schwächeren finanziellen Ausstattung der Konvente und wegen der abgeschirmteren Lebensweise, der sich Nonnen zu unterwerfen hatten, ist aber auch insgesamt mit einer weniger lebendigen Orangeriekultur zu rechnen. Wenn ein Pomeranzenhaus ein tendenziell öffentliches Gebäude ist, dann kommt ein meist streng klausuriertes Frauenkloster als Bau-„Herr“ dafür nicht ohne weiteres in Frage. Doch es gab tatsächlich Orangerien, die von Frauenkonventen in Auftrag gegeben wurden. Wenig überraschend ist das bei einem adeligen Damenstift wie Obermünster in Regensburg⁷⁷. Aber auch in der lausitzischen Zisterzienserinnenabtei Sankt Marienthal ist bis heute ein entsprechendes Gebäude erhalten.

Wie hat man sich nun klösterliche Orangerien konkret vorzustellen? Das eingangs vorgestellte Beispiel aus Ettenheimmünster ist nur als eine von mehreren Varianten anzusehen. Daher soll als nächstes ein typologischer Überblick versucht werden.

D. Versuch einer Typologie klösterlicher Orangeriegebäude

Aus den semantischen Differenzierungen weiter oben ergibt sich: Ein Kloster brauchte keine Orangerie, um eine Orangerie haben zu können. Viel öfter, als dies in den Quellen nachweisbar sein dürfte, wird es in den Ordenshäusern Pflanzenbestände mit mediterranen Spezies in nennenswerter Zahl gegeben haben, also eine Orangerie im älteren Sinne des Wortes, ohne dass dafür eigene Winterungen erbaut wurden. Die Sammlung erfüllte in den barocken Klostergärten dekorative Zwecke und wurde, wie noch gezeigt wird, auch kulinarisch genutzt. Aber sie musste natürlich auch heil über den Winter gebracht werden. Diesem Zweck dienten dann sogenannte

77 Plan im Archiv des Erzbistums München und Freising, B 1455.

1. Einsetzen,

frostfreie und ausreichend befensterte Räume im Parterre mit halbwegs bequemem Zugang für den Pflanzentransport.⁷⁸ So kann man in einem Plan der Benediktinerabtei Rott am Inn, entstanden um 1800, zwei „*Garteneinsetzen*“ finden.⁷⁹ Es handelt sich um Räume im Erdgeschoss des Konventgevierts, der größere auf der Nordseite zwischen Refektorium und Rekreationszimmer, der kleinere auf der Ostseite zwischen Treppenhaus und Sakristei, beide nicht weit von einer Tür zum Garten gelegen. Ein weiteres Beispiel für diese auch „Kellerüberwinterung“ genannte Praxis⁸⁰ ist die Prämonstratenser-Abtei Neustift bei Freising. Im letztgenannten Kloster wurden bis 1803 Mandel-, Lorbeer- und Feigenbäume gehalten. Im Garten gab es dafür vierzig gemauerte, drei Schuh (also fast einen Meter) hohe Postamente, auf denen diese Kübelpflanzen aufgestellt werden konnten.⁸¹ Ein Kalthaus existierte jedoch offenbar nie.⁸² Einsetzen sind durch archivalische Quellen sodann in den Franziskanerköstern Straubing⁸³ und Dietfurt⁸⁴ belegt. Ganz entzogen sich also auch die Mendikanten dieser kulturellen Praxis nicht.

Das Wort „Einsetz(e)“ war womöglich nur in Süddeutschland in Gebrauch. Der entsprechende Eintrag bei Schmeller lautet: „*Die Einsetz (... plur. ebenso) ... Behältniß für Gartengewächse im Winter.*“⁸⁵ Man findet den Begriff dagegen nicht in den in Mitteleuropa erschienenen Nachschlagewerken von Zedler, Hübner oder Adelung.⁸⁶ Das Phänomen selbst dürfte aber allgemein verbreitet gewesen sein. Auch wenn dies ein von Improvisation gepräg-

78 Es gab solche Einrichtungen auch in Adelshäusern. Linten erwähnt die „*Oranienkammern*“ in den westfälischen Schlössern Gesmold und Welbergen; s. Linten, *Orangerien in Westfalen* (wie Anm. 26), 259.

79 BHStA M: Plansammlung 10569 (freundlicher Hinweis von Frau Dr. Mary Anne Eder, Theißing).

80 S. Norbert Nordmann, *Zur Geschichte der Zitrus und ihrer Überwinterung in der Münchner Residenz (Orangeriekultur in Österreich, Ungarn und Tschechien* [wie Anm. 59], 154–169) 157.

81 S. Günther Lehrmann, „Das ist eine prächtige Kaserne“. Die letzten Jahre der Prämonstratenserabtei Neustift bei Freising und ihre Aufhebung 1803 (Sammelblatt des Historischen Vereins Freising 38, 2004, 77–133) 124f.

82 Freundliche Auskunft von Herrn Günther Lehrmann, Freising.

83 Es wurden dort Zitronen gehalten; s. BHStA M: KL Fasz. 717/1, Protokoll vom 7. und 8.5.1802.

84 Hier befanden sich 1802 in der Einsetze 27 Feigenbäume; s. BHStA M: GR 726 Nr. 12, Protokoll Nr. 3 vom 1.3.1802.

85 Johann Andreas Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch*, Bd. 2, München ²1877 (ND München 1985) 344.

86 S. Zedler, *Grosses vollständiges UNIVERSAL-LEXICON* (wie Anm. 11), Leipzig – Halle 1732ff.; Johann Hübner, *CURIEUSES und REALES Natur- Kunst- Berg- Gewerck- und Handlungs-LEXICON...*, Leipzig 1762; Johann Christoph Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart...*, Leipzig 1793ff. Letzterer definiert aber zumindest einen „Einsatz“ als einen „*Ort, in welchen etwas gesetzt wird*“; s. ebd., Bd. 1, 1734.

ter Zweig der Orangeriekultur war – selbst an den großen Höfen spielte er eine nicht geringe Rolle, wie etwa am Beispiel von Schloss Nymphenburg ablesbar ist.⁸⁷

Nun aber zu den Orangerien im architektonischen Sinn. Architekturgeschichtlich gehören sie zu den „Gartenbauwerken“ oder „Gartengebäuden“.⁸⁸ Ihr Erscheinungsbild ist weitgehend von höfischen Vorbildern geprägt, so dass die Klosterorangerie keine eigene architektonische Untergattung darstellt. Jedoch trifft man hier auf Varianten, die an den Höfen nicht vorkamen, eher schon in der Sphäre des Landadels oder Bürgertums. Grob sind zwei Gruppen zu unterscheiden, von denen die eine als

2. Funktionaler Typ

bezeichnet werden kann. Dieser teilt sich wiederum in mehrere Unterkategorien auf.

a) Abschlagbare Kalthäuser

Die ältesten Kalthäuser waren noch nach dem gegenteiligen Prinzip eingerichtet als spätere Orangeriebauten: Die Pflanzen wurden im Herbst nicht in die schützenden Einrichtungen verbracht, vielmehr überbaute man die ortsfest in die Erde gepflanzten, nach Art eines kleinen Hains angeordneten Bäumchen mit Wänden und Dächern. Man nennt solche mobile Architekturen heute „abschlagbare Pomeranzenhäuser“. Schon im 16. Jahrhundert sind sie an verschiedenen Höfen nachweisbar, beispielsweise in Heidelberg, Stuttgart und Kassel, waren jedoch im 18. Jahrhundert kaum noch in Gebrauch.⁸⁹

Klosterorangerien dieses alten und ursprünglichen Typs scheinen selten gewesen zu sein, sicher auch, weil viele Konvente im Dreißigjährigen Krieg und in der danach nötigen Erholungsphase andere Aufgaben zu bewältigen hatten als den Erwerb mediterraner Pflanzen und deren Überwinterung. Allerdings wissen wir, dass 1638–40 in Kremsmünster ein abschlagbares Feigenhaus errichtet wurde. Ein „*Abriss des Löbl[ichen] Stüffts und Closters Crembsmünster*“⁹⁰ von 1677 zeigt den Bau (Abb. 3): Teilweise ummauert, nach Süden hin aber von pergolaartigen Strukturen umgeben, standen die Feigen in einem der quadratischen Gartenquartiere. In der kalten Jahreszeit waren sie wohl hauptsächlich von Holzflächen überdeckt, denn Feigen brauchen

87 S. Norbert Nordmann, Zur Geschichte der Citrus und ihrer Überwinterung im Schloss Nymphenburg (Burgen und Schlösser 53, 2012, 22–30) 25f.

88 S. Michael Hesse, Architektur im Garten (Schweizer/Winter, Gartenkunst in Deutschland [wie Anm. 9], 254–273) 255.

89 S. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 11ff.; Heinrich Hamann, Die Entwicklung des abschlagbaren Pomeranzenhauses in Deutschland (Ein Hauch von Gold [wie Anm. 32], 107–120).

90 Aigendtlischer Abriss des Löbl[ichen] Stüffts und Closters Crembsmünster (wie Anm. 15).

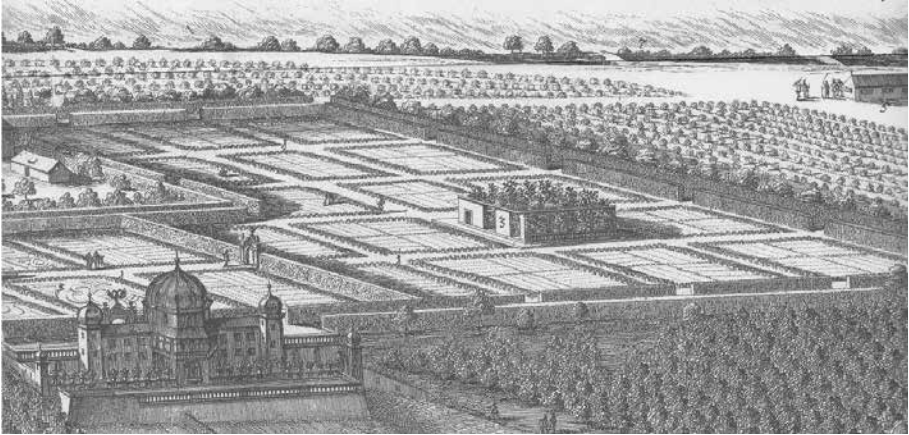


Abb. 3: Das abschlagbare Feigenhaus im Klostergarten von Kremsmünster (rechts im Bild)

im Winter wenig Licht, da sie die Blätter abwerfen. Der Gärtner musste nur mittels geeigneter Wärmequellen dafür sorgen, dass es keine Frostschäden gab. Diese Einrichtung wurde weit über ein Jahrhundert beibehalten, wie aus einer Beschreibung Carl Ehrenbert von Molls von 1782 ersichtlich wird: „*Die Abtey hat eine Orangerie, wo alle Bäume im kalten Grunde stehen. Im Winter kann man die ganze Orangerie eindecken; seitwärts wird sie von aussen durch große hölzerne Balken, von innen durch Oefen vor der Kälte geschützt. Im May, oder so wie die Witterung früher oder später sich mildert, wird das Dach wieder weggenommen.*“⁹¹ Vermutlich wuchsen dort zu Molls Zeiten (auch) Zitruspflanzen, da er Feigen mit keinem Wort erwähnt.

Das abschlagbare Haus von Kremsmünster bestand somit ungewöhnlich lang – andernorts hatte man längst modernere Architekturen errichtet. Tschira nennt als Gründe den technischen Fortschritt bei der Herstellung von Tafelglas, die variablen Dekorationsmöglichkeiten im Garten durch Kübelpflanzen und vor allem das Ideal der gartenarchitektonischen, axialen Gesamtkomposition, in die sich ortsfeste, überbaubare Zitrusaine nicht mehr integrieren ließen.⁹²

91 Johann Bernoulli, Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten ... Bd. 11, Berlin – Leipzig 1783, 335; freundlicher Hinweis von Frau Mag. Sonja Führer, Bibliothek der Erzabtei St. Peter, Salzburg.

92 S. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 20.



Abb. 4: Die Schwanenhalsorangerie des Klosters Seligenstadt (Georg Schrott)

b) Glashäuser und Schwanenhalsorangerien

Sollte eine Orangerie ihre Funktion bestmöglich erfüllen, musste sie den Bedürfnissen der Pflanzen Rechnung tragen. Es waren vor allen Dingen zwei.

Zum einen war eine frostfreie Überwinterung zu gewährleisten. Je nach Anspruch, Interesse und finanziellem Potential des Bauherrn kamen dafür zwei Lösungen in Frage. Die eine war die Installation von Öfen. Diese sorgten aber, vor allem in größeren Bauten, für eine recht ungleiche Temperaturverteilung. Deswegen wurden in technisch anspruchsvollere Anlagen Kanalarheizungen eingebaut, die die Pflanzen vom Fußboden oder von der Wand her wärmten.

Zum anderen handelte es sich bei den Pflanzen mediterraner und kolonialer Herkunft größtenteils um Immergrüne. Deswegen waren große, nach Süden ausgerichtete Fensterflächen für einen möglichst starken Lichteinfall erforderlich. Die Geschichte der Orangerie ist insofern auch an die Technikgeschichte der Tafelglas-Herstellung gebunden. Im 18. Jahrhundert wurde die Konstruktion durchgängiger Fensterflächen möglich. Zur weiteren Steigerung der Lichtausbeute neigte man diese oft noch nach hinten.⁹³ Über der Glasfläche sprang nicht selten ein sogenannter Sonnenfang vor. Er bot einen gewis-

93 S. ebd., 76.



Abb. 5: Nordwestseite der Eberbacher Orangerie (Georg Schrott)

sen Hagel-Schutz für die Fensterscheiben. Außerdem konnte er hell gestrichen werden und reflektierte so zusätzliches Licht der tief stehenden Wintersonne ins Innere. Diese architektonischen Elemente verliehen den Glashäusern ein charakteristisches Profil, weswegen sie heute als „Schwanenhalsorangerien“ bezeichnet werden.⁹⁴ Je stärker die Verschiebung der Klosterkultur von barocker Repräsentation zu aufgeklärtem Pragmatismus erfolgte, desto mehr mussten derartige Orangerien bevorzugt werden. Es handelt sich daher auch um einen jüngeren Architekturtyp. Erhaltene Beispiele findet man heute noch im österreichischen Altenburg, in Bronnbach an der Tauber und in Seligenstadt am Main (Abb. 4).

c) Der „Typ der modifizierten Wohnhaus-Kubatur“

Eine etwas andere Bauform scheint in der Literatur bisher noch nicht gewürdigt worden zu sein, sicher auch, weil sie durch ihre unpräventöse Form als höfische Architektur völlig ungeeignet war. Sie soll hier behelfsmäßig als „Typ der modifizierten Wohnhaus-Kubatur“ bezeichnet werden.

Orangerien dieses Typs erinnern durch ihre äußeren Umrisse, ihre Ausmaße und ihr äußeres Erscheinungsbild an wenig befensterte Wohnhäuser oder

94 S. ebd., 80.



Abb. 6: Die Eberbacher Orangerie von Osten (Georg Schrott)

auch kleine Amtshäuser, Pfarrhöfe oder ähnlich proportionierte, frei stehende Wirtschaftsgebäude. Die gilt allerdings nur für die Nord-, Ost- und Westseite (Abb. 5). In die Südfassade ist aber eine durchgehend verglaste Fensterfläche eingebaut – senkrecht bei den Zisterziensern in Eberbach (Abb. 6), zurückgeneigt im Chorherrenstift Dießen (Abb. 7) –, und in Eberbach gibt es darüber auch eine sonnenfangartige Hohlkehle. Im Inneren dominiert der Überwinterungsraum, an der Nordseite gibt es wie in den Schwanenhalsorangerien schmalere Räume für Holzlager und Heizung. Die hohen Mansardwalmdächer mit den Dachgauben bieten Platz für weitere Nutzungen.

An den Höfen findet man solch unaufdringliche Architekturen naturgemäß nicht. Vielleicht hat sich aber der eine oder andere Adelige ein ähnliches Gebäude errichten lassen.⁹⁵ Warum man in den Klöstern auf diese – seltenere – Bauform zurückgriff, ist noch nicht klar. Vielleicht lag es daran, dass man lokale Architekten beauftragte, die den Typ der Schwanenhalsorangerie nicht genau kannten. Vielleicht gibt es aber auch eine diachrone Abfolge von „Wohnhauskubatur“- und Schwanenhals-Typ. Das Glashaus in Dießen ent-

⁹⁵ Einige online verfügbare Abbildungen erwecken beispielsweise den Eindruck, dass die Orangerie im ehemals hohenlohischen Öhringen diesem Typus zugerechnet werden könnte; s. <http://www.stimme.de/hohenlohe/nachrichten/sonstige-2-4-Millionen-Euro-fuer-die-Buergerkultur;art1919,1490302> (Zugriff: 27.5.2015).



Abb. 7: Die Orangerie in Dießen (Georg Schrott)

stand 1750, das in Eberbach 1755/56, während die Mehrzahl der Schwanenhalsorangerien jünger sein dürfte.⁹⁶ Unsicherheiten ergeben sich hier aus der geringen Zahl gesicherter Baudaten, die bisher erhoben werden konnten.

3. *Repräsentative Typen*

Urtypus der gemauerten Orangerie ist die Galerieform: Auf rechteckigem Grundriss erhebt sich ein hohes, einstöckiges Gebäude, dessen Südwand weitgehend aus Fensterflächen besteht. In dieser schlichten Grundform kommt sie in barocken Schlossensembles aber nur abseits der Hauptachse vor. In vielen Fällen gingen die Orangerieanlagen über das rein Praktische hinaus. Man findet geschwungene Grundrisse, architektonische Gliederungen durch Risalite und Pavillons, eine optische Erhöhung durch Mezzanin-Geschosse oder aufwendigere Dachformen sowie seitliche Anbauten, die oft funktional bedingt

⁹⁶ Ein älteres Exemplar, das spätestens 1737 errichtet war, stand beim Landsitz Petersbrunn des Salzburger Benediktinerstifts Sankt Peter, trug jedoch nicht das typische Pult-, sondern ein ungewöhnliches Sheddach; s. Schrott, Orangeriekultur im Salzburger Benediktinerstift St. Peter (wie Anm. 54). Ein anderes Beispiel aus dem Hofgarten des Waldsassener Zisterzienserklosters dürfte im dritten Viertel des Jahrhunderts entstanden sein, doch war die Schwanenhals-Orangerie links und rechts mit Annexbauten flankiert; s. Schrott, Caffeebaum und Pomerantzen (wie Anm. 65), 26f.

sind (beispielsweise als Gärtnerhäuser, Geräte- oder Holzlager), aber auch zur Umrissvergrößerung beitragen.⁹⁷

Wie nicht anders zu erwarten, sind zahlreiche Varianten festzustellen, denn den Bauherren, die auf repräsentative Bauwerke Wert legten, musste natürlich an Distinktion und dementsprechend an individuellen Lösungen gelegen sein. Zu berücksichtigen ist hierbei nicht nur die aufgehende Architektur, sondern auch deren Einbettung in weiträumige Gartengestaltungen. So war es beispielsweise in der Zisterzienserabtei Waldsassen. Dort stand auf der Mittelachse im symmetrisch angelegten sogenannten „Hofgarten“ zunächst eine Schwanenhalsorangerie mit zwei Annexbauten links und rechts, letztere vermutlich für gartenwirtschaftliche Zwecke. Später, wohl im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts, entschied man sich zu einer spektakuläreren Lösung. Vom Konventbau her wurde eine elegante Brücke über die Wondreb geschlagen, und die Orangerie wurde sozusagen mitten durchgeschnitten. Nun fungierte sie als ein Portal, das den Weg und Blick auf die Hauptachse des Gartens eröffnete – eine Lösung, die sonst nur selten begegnet, beispielsweise bei dem bambergischen Schloss Seehof. Nicht durch ihre Bauzier, wohl aber durch die Gesamtanlage und ihre Größe – insgesamt 60 Meter breit und 12 Meter hoch – muss die Waldsassener Orangerie sehr imposant gewesen sein.

Während auch die jüngere Waldsassener Orangerie trotzdem dem betont funktionalen Schwanenhals-Typ zuzuordnen ist, lässt sich andernorts ein viel ausgeprägter architektonischer Gestaltungswille erkennen. In Ottobeuren wurde 1722 das Glashaus ebenfalls in eine großzügig dimensionierte axiale Gartenkomposition eingebunden. Anders als heute war es Teil einer Gebäudeflucht, in der es sich nicht durch sein Volumen abhob, wohl aber durch seinen geschwungenen Teatro-Grundriss. Später wurde es zum Wohnhaus umgebaut.

Es gab aber natürlich auch architektonisch aufwendigere Pomeranzenhäuser. 1735 ließ die Abtei Echternach eine Orangerie als Point de vue des Prälatengartens errichten. Standort, Freitreppe, genutete Eckkissen und der Skulpturenschmuck der vier Jahreszeiten in den Nischen verleihen ihr den Charakter eines kleinen Lustschlösschens. Ähnlich wie in Ettenheimmünster wird man diese Einrichtung auch als sommerlichen Festsaal genutzt haben.

Interessant sind Gestaltung und Umfeld der ehemaligen Orangerie in der fränkischen Zisterzienserabtei Langheim (Abb. 8). Man möchte fast von einem klösterlichen Sanssouci sprechen. In die Klostermauer eingesetzt, bildet die Orangerie den oberen Abschluss eines Terrassengartens. Die Mauern der einzelnen Terrassenstufen sind mit Spalierbäumen bepflanzt. Eine Mittel- und zwei Seitentreppe führen zum Orangerieparterre hinauf. Das Pomeranzenhaus selbst ist mit verschiedenen architektonischen Würdeformen geziert. Zwischen zwei Eckrisaliten ist eine zehnnachsige Rücklage zu sehen. Die Mit-

97 S. Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 57f.

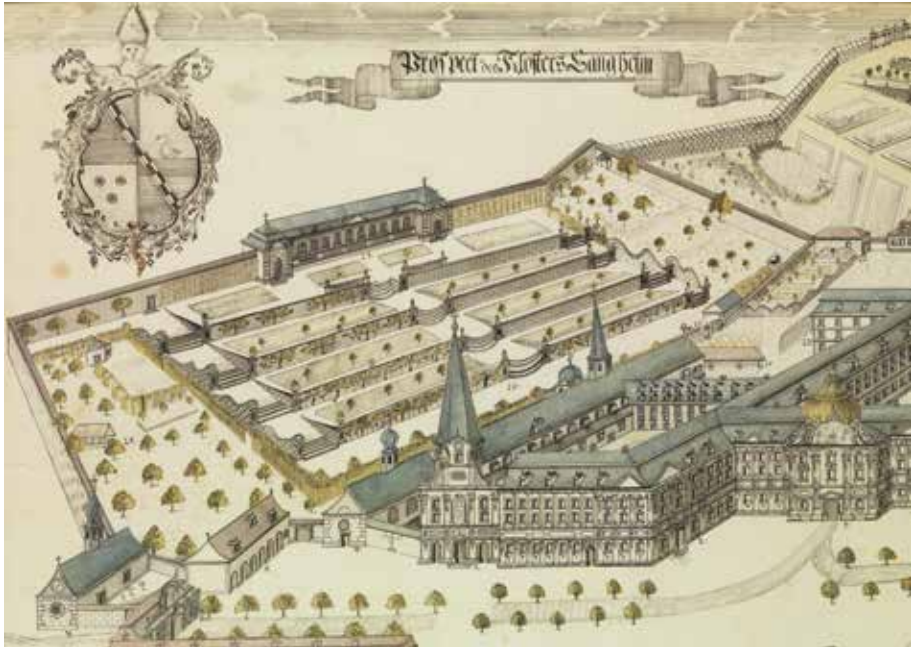


Abb. 8: Der Langheimer Terrassengarten (Staatsarchiv Bamberg: VIII A 24 d Kloster Langheim)

te und die Schnittlinie mit der Gartenachse ist durch einen Dreiecksgiebel markiert.

Einen weiteren, größer dimensionierten Terrassengarten mit Orangerie gab es übrigens im Zisterzienserkloster Kamp am Niederrhein. Hier standen die Glashäuser aber – weniger wirkungsvoll – am Fuß der Terrassenanlage.⁹⁸

Auch dann, wenn Kloster-Orangerien von kleinerem Format waren als die eben gezeigten repräsentativen Beispiele, ging ihre Gestaltung oft über das rein Zweckmäßige hinaus, beispielsweise im Prälatengarten des westfälischen Chorherrenstifts Dalheim (Abb. 9).

Dass in Fulda⁹⁹ oder Kempten imposante Orangerien zu finden sind, wird kaum überraschen. Vielachsige, hohe, aus mehreren Modulen komponierte Architekturen in weiten Gärten waren beinahe notwendig als Selbstausdruck selbstbewusster Adelsklöster.

98 S. Detten, Die archäologischen Untersuchungen im barocken Terrassengarten von Kloster Kamp (wie Anm. 37) 56ff.

99 Zum Fuldaer Orangerieschloss s. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 73; Saudan-Skira/Saudan, Orangerien (wie Anm. 8), 46ff.; Gregor Karl Stasch, Schloss und Orangerie in Fulda, Königstein/Ts. 1980.



Abb. 9: Die ehemalige Orangerie in Dalheim (Georg Schrott)

4. *Sankt Peter in Salzburg als Sonderfall*

Ein Sonderfall liegt im Stift Sankt Peter in Salzburg vor.¹⁰⁰ Alle bisher vorgestellten Orangerien befinden oder befanden sich auf dem Areal des Klosters in direktem architektonischem Bezug zum Konventbau oder zur Prälatur. Nicht so in Sankt Peter. Hier gab es zunächst eine schlichte Schwanenhals-Orangerie bei dem Landsitz Petersbrunn auf der Südseite des Festungsbergs. Sie ist für das Jahr 1737 sicher nachzuweisen. 1787 wurde die gesamte Anlage nach einem Hochwasserschaden abgerissen und ein neues Glashaus am sankt-petrischen Aiglhof westlich des Mönchsbergs errichtet (Abb. 10). Dort steht es, seit rund hundert Jahren zum Wohnhaus und Ladenlokal umgebaut, heute noch.

Der Grund für diese ungewöhnliche Ausnahme ist sicher in der topographischen Situation von Sankt Peter zu sehen. Während die anderen Abteien auf dem Land über das sie umgebende Terrain relativ frei verfügen und dort weitläufige Hofgärten anlegen konnten, liegt Sankt Peter „eingeklemmt“ zwischen Berg und Stadt. Seine Gartenflächen waren immer vergleichsweise klein. Ein weiterer Hinderungsgrund war sicher auch der lange Schatten, den

¹⁰⁰ S. Schrott, Orangeriekultur im Salzburger Benediktinerstift St. Peter (wie Anm. 54).

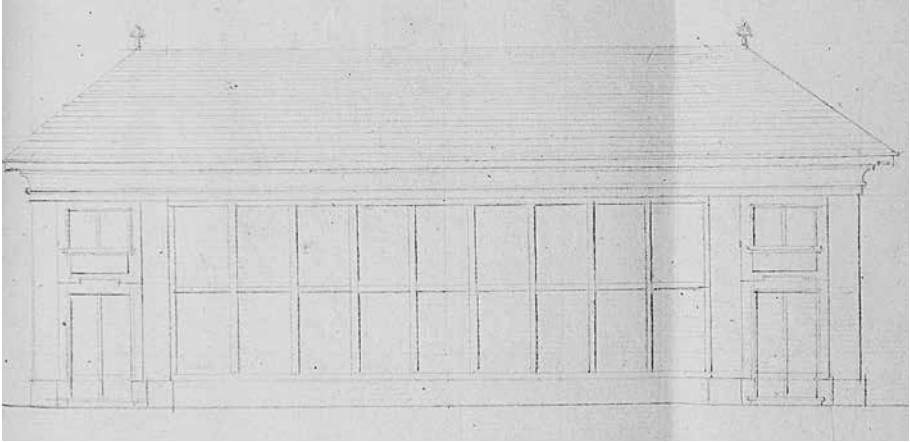


Abb. 10: Plan des Glashauses beim sanktpetrischen Aighof (Stiftsarchiv Sankt Peter, Salzburg: Akt 1084–1 Nr. 1)

der Festungsberg im Winter über die Abtei warf – eine Situation, die für mediterrane Pflanzen nicht zuträglich gewesen wäre.

Dieser Mangel wurde dadurch kompensiert, dass die Landsitze Petersbrunn und Aighof mit schlossartigen Elementen ausgestattet wurden, am Aighof beispielsweise mit einer *sala terrena*, die sich auf einen axial gestalteten großen Garten öffnete, und eben der Orangerie.

5. Was ist *keine* Orangerie?

Hinzuweisen ist noch auf potentielle Fehlerquellen, die bei der Bestandsaufnahme nicht übersehen werden sollte: Es kann nicht damit gerechnet werden, dass Klosterorangerien in jedem Fall zweifelsfrei identifiziert werden können. Unschärfen werden schon aus dem Umstand ersichtlich, dass viele Orangerien einer Doppelnutzung als Festsaal im Sommer und als Winterung in der kalten Jahreszeit unterzogen wurden.¹⁰¹ Ist dann womöglich damit zu rechnen, dass so manches „Gartenhaus“ auf einem Klosterplan auch zum Erhalt von frostempfindlichen Pflanzen im Winter diente? Dass damit zu rechnen ist, mag ein konkretes Beispiel aus dem weltlichen Bereich des Orangeriebaus verdeutlichen: Das ehemalige barocke „Gartenhaus“ gegenüber Schloss Erpernburg im westfälischen Brenken war eigentlich zu klein und zu schlecht befenstert, um die Funktion einer Orangerie optimal zu erfüllen. Dennoch lässt

¹⁰¹ S. exemplarisch jüngst wieder Georg Peter Karn, „Luxus und Geschmack vereinigt“. Orangerien und Gewächshäuser in Rheinland-Pfalz (Orangeriekultur in Rheinland-Pfalz [Orangeriekultur 11] Berlin 2014, 11–34) 12/18.

sich aus Schriftquellen diese Aufgabe eindeutig ermitteln.¹⁰² Im Fall mancher Lusthäuser in klösterlichen Gärten muss wohl mit einer ähnlichen Nutzung auch eher dysfunktionaler Gebäudetypen gerechnet werden.

Doch es ist auch vom umgekehrten Problem auszugehen, vor allem angesichts des momentan zunehmenden Interesses an historischen Orangerien: Es besteht das Risiko des Wunschdenkens, der Zuschreibung der Orangeriefunktion zu klösterlichen Gartenhäusern, die historisch gar nicht zutrifft. Einen Anstoß zu klarer Differenzierung gibt die Legende einer Ansicht der ehemaligen westfälischen Zisterzienseralte Marienfeld aus dem Jahr 1802:¹⁰³ In deren ehemaligem Abteigarten sind neben zwei „*Orangerie häusern*“ links und rechts der Mittelachse auch zwei auf dieser Achse angeordnete „*Lusthäuser*“ und ein seitliches „*Gartenhaus*“ eingetragen. Die Orangerien sind hier also von Gebäuden mit anderen Funktionen terminologisch unterschieden.

Wenn die Nutzung eines Gebäudes als Winterung allein aus dem architektonischen Zustand erschlossen werden muss, weil sie durch andere Quellen sonst nicht nachzuweisen ist, so sind einige Anhaltspunkte zu beachten. Ein Ausschlusskriterium ist sicherlich das Fehlen jeglicher Möglichkeit zur Beheizung des Objekts. War sein Volumen klein, mochte freilich, wie im Zisterzienserkloster Hardehausen, ein offener Kamin ausreichen.

Vorsicht ist außerdem geboten, wenn der Hauptraum nicht ebenerdig, sondern über das Bodenniveau des Gartens erhoben ist. Eine Winterung, die nur über eine Freitreppe zu erreichen war, wurde sicher nicht für die Aufbewahrung allzu schwerer Kübelpflanzen genutzt. In Corvey gibt es eine solche Treppe. Der Bau ist aber außerdem seitlich durch eine Rampe erschlossen, und so konnten auch schwere Topfpflanzen mittels Transportfahrzeugen eingebracht werden.

Aus dem Kreis potentieller Winterungen sind sodann Bauwerke auszuschließen, deren am stärksten befensterte Seite nicht nach Süden (oder zumindest nach Südosten, Südwesten oder in dem Winkel dazwischen) ausgerichtet war. Immergrüne, die auch im Winter auf eine ausreichende Lichtausbeute angewiesen waren, wären dort wohl verkümmert.

6. *Beobachtungen zur Chronologie*

Gültige Aussagen zur Chronologie der klösterlichen Orangeriebauten werden sich erst nach einer systematischen Bestandsaufnahme machen lassen. So können hier nur einige Eindrücke von den zeitlichen Abläufen formuliert werden, die noch der Vertiefung oder auch Korrektur bedürfen.

102 S. Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 139.

103 Erika Doberer u.a., Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster, 1. Teil: Das Stift – Der Bau und seine Einrichtungen (Österreichische Kunsttopographie 43) Wien 1977, 456; zitiert nach Baumgartner, „Welsche Pamben, Feigenheiser und Pumerantschenstuben“ (wie Anm. 58), 138.

Ein früher Vorläufer der barocken Orangeriekultur ist im Stift Kremsmünster auszumachen, wo bereits 1604 ein „*gebeu zu Welschen Pamben*“ gebaut wurde. 1638 folgte das abschlagbare Feigenhaus.¹⁰⁴ Ob es sich dabei um einen historischen oder überlieferungsgeschichtlichen Einzelfall handelt, kann hier noch nicht beurteilt werden. Es müssten erst noch die Archive anderer Abteien ausgewertet werden. Massive Quellenverluste durch den Dreißigjährigen Krieg könnten allerdings ein valides Ergebnis verhindern.

Der Krieg verhinderte sicher auch bis deutlich nach der Jahrhundertmitte, dass die Ordenshäuser ein regeres Interesse an exotischen Pflanzen und Früchten entwickelten. Erst gegen Ende des 17. Jahrhundert kommt allmählich Bewegung in die Orangeriekultur der Klöster. Als ein sehr frühes Beispiel einer repräsentativen „französischen“ Orangerie ist dabei die Einrichtung im schlesischen Zisterzienserstift Heinrichau zu nennen. Zwar ließ sie erst Abt Tobias Ackermann (reg. 1702–22) errichten,¹⁰⁵ doch war sie bereits Bestandteil eines „*bald nach 1681 von Künstlern aus dem bayerisch-österreichischen Raum*“ erarbeiteten Entwurfs.¹⁰⁶

Eine klösterliche Orangerie-Bauwelle scheint um die Wende zu den 1720er Jahren eingesetzt zu haben. In dieser Zeit entstanden beispielsweise Häuser in Bronnbach (vor 1720/21)¹⁰⁷, Cappenberg (1719)¹⁰⁸, Fulda¹⁰⁹, Ottobeuren¹¹⁰ und Indersdorf¹¹¹ (1722) sowie Zwettl (1722/23)¹¹². Viele weitere Gebäude folgten. In der Zeit ab etwa 1760 scheinen dann kaum noch neue Orangerien gegründet worden zu sein, jedoch gab es Um- und Ersatzbauten älterer Glashäuser, wie die heutige Einrichtung in Bronnbach (1772/74).¹¹³

Im Einzelfall kam es aber immer noch zu größeren Projekten. Der Kempener Fürstabt Honorius Roth von Schreckenstein ließ „*gegen 1780 – also ziemlich spät*“¹¹⁴ eine durch Größe und Baugliederung höchst repräsentative Orangerie als Point de vue des Oberen Hofgartens bauen, während sich anderswo die Schwanenhals-Orangerien in ihrer weit ausgeprägteren Funktionalität deutlich größerer Beliebtheit erfreuten. Zur selben Zeit baute man im

104 S. Baumgartner, „Welsche Pamben, Feigenheiser und Pumerantschenstuben“ (wie Anm. 58), 139.

105 S. Grüger, Heinrichau (wie Anm. 46), 66.

106 Ebd., 259.

107 S. Katinka Krug, Kloster Bronnbach. Die Baugeschichte von Kirche und Klausur des Zisterzienserklosters (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 15) Stuttgart 2012, 280.

108 S. Mette, Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (wie Anm. 38), 53.

109 S. Stasch, Schloss und Orangerie in Fulda (wie Anm. 99) 14/17.

110 S. Dischinger, Ottobeuren (wie Anm. 12) 724.

111 Auszüge aus Penzls Indersdorfer Chronik 1745 (wie Anm. 14) 180.

112 S. Treberspurg/Chiba, Die Gewächshäuser im Prälategarten des Stiftes Zwettl (wie Anm. 56) 235.

113 S. Krug, Kloster Bronnbach (wie Anm. 107), 290.

114 Ziolkowsky, Leben im Hofgarten (wie Anm. 74), 12.

schweizerischen Sankt Urban eine groß dimensionierte Orangerie im Verbund mit der südlichen Toranlage.¹¹⁵

Das Interesse an Orangeriebauten nahm in der mitteleuropäischen Hortikultur des 19. Jahrhunderts insgesamt stark ab. Die Generierung und Zurschaustellung von Prestige, denen die barocken Orangerien ihre Entstehung verdankten, war anachronistisch geworden. Andere Architektur- und Kulturformen, beispielsweise die Palmenhäuser,¹¹⁶ kamen in Mode. So fallen auch später errichtete klösterliche Winterungen etwas aus dem Rahmen, etwa eine große klassizistische Orangerie, die der botanisch sehr interessierte Zisterzienserabt Ferdinand Villax 1844 in Zirc direkt im Anschluss an sein Appartement errichten ließ.¹¹⁷ Im böhmischen Prämonstratenserkloster Teplá wurde noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Palmenhaus aus Glas und Eisen in Auftrag gegeben¹¹⁸ – ein spätes Echo auf eine vormoderne Kulturpraxis.

7. Die Klosterorangerie als Teil des architektonischen Ensembles

Es wird kaum überraschen, dass Klosterorangerien im Vergleich mit denen der Höfe insgesamt eine weniger bedeutsame architektonische Stellung einnehmen. Das hat eine ganze Reihe von Gründen: etwa die andersartige Rolle der Orangerie im Rahmen der klösterlichen Lebensform, die bescheideneren finanziellen Mittel, die ständische Nachrangigkeit oder vielleicht auch eine aszetisch motivierte Zurückhaltung in der Bauzier – *relativ* zu den Höfen wohlgermerkt! Zu bedenken ist aber auch, dass im Umfeld eines Klosterensembles andere gartenarchitektonische Gestaltungsbedingungen herrschten als bei einem Schloss.

Ein erster Aspekt war die Lage der Klöster. Zumindest dem Sprichwort nach bevorzugten die Benediktiner bei Klostergründungen, die in der Regel im Mittelalter erfolgten, Erhöhungen in der Landschaft für ihre Anlagen. Der Platz für Klostergärten, schon gar in barocker Manier, war in diesen Fällen ohnehin begrenzt, und umso schwieriger war es, hier eine Orangerie gartenarchitektonisch zufriedenstellend zu integrieren. Es überrascht wenig, dass in solchen Fällen oft nichts über Pomeranzenhäuser bekannt ist. Wo dennoch eine Winterung errichtet wurde, konnte sie nicht ohne weiteres in eine Gartenkomposition integriert werden. So errichtete man auf dem Bamberger Michaelsberg eine Orangerie (Abb. 12) in Hanglage, die Glasfronten von den Klostergebäuden abgewandt. Für die Bewohner des Michaelsklosters muss das nicht unbedingt unbefriedigend gewesen sein: Ihr Gewächshaus ist von

115 S. Importierte Prachtentfaltung (wie Anm. 50), 9f.

116 Vgl. Anm. 8.

117 S. L. Csomortány/ J. Gömör/ V. Rozmann, A zirci ciszterci apátság narancsháza és apáti nyári ebédlője építéstörténetének vázlata (Zsolt V. [Hg.], Zirci Ciszterci Apátság Monostori Látogatóközpont, Zirc 2013, 66–71); zitiert nach: Alföldy, Orangeries and other Greenhouses in Hungary in the 19th Century (wie Anm. 60), 110; über Zirc dort 95f.

118 S. D. Fetterová, Bedeutende Schlossorangerien in Westböhmen (Orangeriekultur in Rheinland-Pfalz [wie Anm. 101], 106–111) 107f.



Abb. 11: Die Orangerie unterhalb der Klosterkirche auf dem Bamberger Michelsberg (Georg Schrott)

vielen Stellen der Stadt Bamberg aus sichtbar – kaum ein anderes Stift konnte seine Orangerie der Öffentlichkeit so gut vorzeigen.

Doch auch die Klöster, die in den Ebenen angesiedelt waren, hatten vergleichsweise enge gartenarchitektonische Gestaltungsspielräume. Denn während das barocke Schloss gegenüber früheren Epochen in vielen Zügen eine architektonische Neuerfindung darstellt, blieben die meisten barocken Klosteranlagen in einer Reihe von Strukturelementen den mittelalterlichen Vorläufern verbunden. Selbstverständlich war die Stiftskirche der architektonische Kristallisationskern. Die Unterbringung des Konvents in einem Geviert (oder in mehreren) wurde beibehalten. Auch da, wo ein völliger barocker Neubau erfolgte, war dies in der Regel so. Mittelalterliche Tradition war es, dass sich der Konventstock südlich an das Gotteshaus anschloss, um einen nach Süden ausgerichteten Lesegang in der Nähe des Armariums zu erhalten (topographisch bedingte Ausnahmen gibt es natürlich trotzdem in größerer Zahl). Diese Anordnung wurde in der Neuzeit meist beibehalten, trotz der geänderten Bräuche bezüglich der *lectio divina*. Der Klausurbestimmungen wegen schloss sich der Konventgarten meist direkt an die Zellentakte an. Eine Orangerie, die ebenfalls nach Süden orientiert sein musste, kam dann aber mit dem Rücken zum Kloster oder seitlich davon zu stehen. Als *point de vue* eines axialen Gartens war sie nur auf der Nordseite unterzubringen. Als repräsentatives Bauwerk mit ständischem Zeichencharakter wurde ihr aber ohnehin eher ein Platz im (oft abgetrennten) Prälatengarten eingeräumt, sodass im Gesamtensemble auch eine Art Orangeriequartier¹¹⁹ entstehen konnte. Für die Unterbringung

¹¹⁹ Zu Orangeriequartieren s. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 61f.

der Kloostervorsteher gab es keine festen Bautraditionen, so dass Prälaturen an den unterschiedlichsten Stellen errichtet wurden – wobei aber beispielsweise den umliegenden Wirtschaftsbauten Rechnung getragen werden musste. Eine Durchsicht vormoderner Klosteransichten lässt auch erkennen, dass die Gartenareale der Kloostervorsteher meist kleiner waren als die Konventgärten.

Als letzter Aspekt sei noch die Eigenart der klösterlichen Lebensform angeführt. Selbst wenn es sich beim Vorsteher eines Konvents um einen Reichsprälaten handelte, so war doch die Hauptausrichtung des Daseins als Mönch oder Chorherr wenigstens dem Ideal nach eine religiös-asketische. Repräsentative Standeszeichen nahmen in der Regel doch einen zweiten Platz hinter den sakralen Symbolen ein. Während also fürstliche und adelige Orangerien *„neben dem Herrenhaus ... zum zweitwichtigsten architektonischen Element innerhalb des baulichen und gärtnerischen Ensembles werden“*¹²⁰ konnten, hatten sie in Klosteranlagen zurückzutreten hinter Kirche, Konventbauten und Prälatur.

All dies macht deutlich, dass es für die klösterlichen Bauherren weitaus schwerer war, Orangeriegebäude für bauliche Dramaturgien und Schaulleffekte einzusetzen – wiewohl die barocken Äbte solchen Effekten nicht abgeneigt waren, wie jeder Besucher von Melk oder Ottobeuren weiß. Gemessen an höfischen Pomeranzenhäusern war die klösterliche Orangerie also oft notgedrungen ein gartenarchitektonischer Kompromiss.

8. Zwischenfazit

Insgesamt ist eine große Vielfalt klösterlicher Orangeriebauten zu konstatieren. Claudia Linten führt die Heterogenität der westfälischen Adelsorangerien auf das Fehlen einer zentralen, vorbildhaften Residenz zurück.¹²¹ Auch hätten die Angehörigen des Landadels mit ihrem begrenzten Potential an Geld und Landflächen pragmatischer bauen müssen. Schließlich seien hier nur selten „Stararchitekten“ zum Einsatz gekommen, die man an den Fürstenhöfen selbstverständlich einstellte. Ähnliches lässt sich für „die Klosterorangerie“ sagen, die der landadeligen kulturgeschichtlich wohl am nächsten steht. Dass eine Orangerie von einem Kilian Ignaz Dientzenhofer (in Břevnov) oder Johann Maximilian von Welsch (in Fulda) gebaut wurde, muss als Ausnahme gelten. Die Regel waren auch bei repräsentativeren Orangerien „architektonische Kleinmeister“, bei ganz einfach konstruierten Winterungen kann auch von der Planung durch örtliche Maurermeister ausgegangen werden.¹²²

120 Kristin Püttmann, Orangerien und Fasanerien (Johann Conrad Schlaun. 1695–1773. Architektur des Spätbarock in Europa, hrsg. v. Klaus Bußmann/Florian Matzner/Ulrich Schulze, Stuttgart 1995, 535–539) 535.

121 S. Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 89ff.

122 Vgl. ebd., 159.

Welche Wichtigkeit besaßen solche Bauten im Gesamtzusammenhang des klösterlichen Lebens? Sicher eine andere als im weltlichen Bereich.

Linten fasst die Bedeutung barocker und nachbarocker Orangeriegebäude so zusammen: *„Die Gartengebäude des Barocks ... waren der Inbegriff eines besonderen Lebensgefühls und eine wichtige Modeerscheinung vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Orangeriegebäude bildeten in der hochentwickelten Gartenkunst des Barocks einen Höhepunkt der Gartenarchitektur. Sie durften in keiner größeren Gartenanlage fehlen, dienten sie doch einerseits als Aufbewahrungsort für exotische Pflanzen, andererseits als geeignetes Ambiente für höfische Sommerfeste. Diese Doppelfunktion machte die Orangerie zum wichtigsten Element des architektonischen Gartens im Barock.“*¹²³ Freilich ist kein einziges klösterliches Pomeranzenhaus Gegenstand ihrer kunsthistorischen Monographie. Sie beschäftigt sich ausschließlich mit den Bauten weltlicher Herren sowie mit wenigen Einrichtungen in fürstbischöflicher Trägerschaft.

Schon ohne weiteres Quellenstudium wird man hier einige Einwände vorbringen dürfen. Zunächst sind mentalitätsgeschichtliche Bedenken anzumelden. Auch wenn sich der „Klosterbarock“¹²⁴ als eigener Abschnitt im „Gänsemarsch der kulturgeschichtlichen Epochen“ identifizieren lässt, waren die Bewohner der Konvente sozialpsychisch sicher anders geprägt als die Angehörigen der Höfe. Das monastische „barocke Lebensgefühl“ war definitiv nicht dasselbe wie das höfische – und hatte wohl doch auch einige gemeinsame Züge.

Zumindest Einschränkungen gelten für weitere der zitierten Aussagen. Die Klöster veranstalteten keine „höfischen Sommerfeste“, so dass Klosterorangerien dafür auch nicht als Schauplätze zu dienen hatten. Allerdings deutet die Architektur der Winterung in manchen Stiften sehr wohl darauf hin, dass sie als Rahmen für kleine Feste dienen konnten.

Im Vergleich mit den Höfen war die Gartenkunst in den Stiftsanlagen auch nicht so hoch entwickelt. Unbestritten dürfte aber sein, dass höfische Gärten als Orientierung, Maßstab und Impulsgeber für die Klöster fungierten.

Die Menge der noch erhaltenen und vor allem der noch quellenmäßig nachweisbaren ehemaligen Klosterorangerien lässt keinen anderen Schluss zu, als dass es sich dabei um eine recht selbstverständliche Kulturpraxis der vormodernen Stifte handelte und dass Orangerien – ähnlich wie Prälatur-Bauten, klösterliche Sommerschlösschen, Garten-Salettln und andere profane Architekturen – zu den typischen Bauaufgaben der barocken und nachbarocken

123 Ebd., 11; vgl. Saudan-Skira/Saudan, Orangerien (wie Anm. 98), v. a. 44f.

124 Zu diesem Begriff s. beispielsweise Markwart Herzog/Rolf Kießling/Bernd Roock, Zu den wirtschafts- und geistesgeschichtlichen Grundlagen des süddeutschen Klosterbarock (Himmel auf Erden oder Teufelsbauwurm? Wirtschaftliche und soziale Bedingungen des süddeutschen Klosterbarock, hrsg. v. dens. [Irseer Schriften N. F. 1] Konstanz 2002, 17–24) mit weiteren Literaturhinweisen.

Zeit gehörten. Wenn man das gesamte kulturelle Betätigungsfeld eines vor-modernen Stifts zu erfassen will, kann man die Orangeriekultur schwerlich ausblenden.

E. Funktionen der Bauten, Motive der Betreiber

Was nun brachte die Kloostervorsteher dazu, in ihren Prälategärten Pome-ranzenhäuser zu errichten? Wir dürften es in der Regel mit einem Bündel aus mehreren Motiven zu tun haben, wobei es ebenso interessant wie schwierig sein wird, deren Gewichtung im Einzelfall zu eruieren. Auch weist das Fol-gende angesichts der bisher nur exemplarischen Quellensichtung einen teil-weise spekulativen Charakter auf.

1. Klösterliche Gartenkultur

Ein erster Aspekt, auf den kaum eigens hingewiesen zu werden braucht, ist die Einbettung der Orangeriekultur in die frühneuzeitliche klösterliche Gar-tenkultur. Klosterorangerien sind nicht denkbar ohne das Phänomen der Klos-tergärten. Es ist allgemein bekannt, dass solche vom Sankt Galler Klosterplan bis zu heutigen Neugründungen eine Selbstverständlichkeit darstellen. In der Ära des Barock fanden sie eine neue Ausprägung, wobei höfische Vorbilder französischer Prägung eine maßgebliche Rolle spielten. Es handelt sich bei diesen um sogenannte Lustgärten, formale, streng symmetrische Anlagen, in denen nicht Nutz-, sondern Zierpflanzen dominierten. Das Design nach streng geometrischen Prinzipien spiegelte das Bedürfnis, sich die Natur untertan zu machen – ein Motiv, das auch in der Überwinterung exotischer Pflanzen im rauen Norden zum Ausdruck kommt.¹²⁵

Meist gab es in einem Stift mehrere Gartenareale, die einer solchen For-mung unterworfen wurden: neben dem Kreuzgarten einen Konvent-, einen Novizen- und einen Prälategarten. Große Flächen wurden in Anlehnung an höfische Vorbilder mit axialen Mustern, Broderien und Kübelpflanzen geziert. Die Abteigärten, gelegentlich auch als „Hofgärten“ bezeichnet, waren, wo es die Topographie zuließ, auf die Prälaturbauten ausgerichtet, und in den Gärten der Präläten standen zumeist auch die Orangerien, in etlichen Fällen in präzi-ser Ausrichtung auf die Hauptachse des Gartens.

Obwohl die Kloostergärten als „Keimzelle der abendländischen Garten-kunst“¹²⁶ gelten und obwohl es heute ein großes öffentliches Interesse für die klösterliche Gartenkultur gibt,¹²⁷ erfreut sich diese bisher nur eines begrenzten

125 S. beispielsweise Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 21.

126 Hans v. Trotha, Gartenkunst. Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies, Köln 2012, 30.

127 Das findet seinen Ausdruck in ästhetisch-erbaulichen Publikationen wie beispielsweise Regula Freuler, Die Gärten der Mönche, München 2004; Mick Hales, Kloostergärten, Mün-

und verstreuten historischen Interesses.¹²⁸ So kann eine differenzierte Einordnung der Orangeriekultur in das Gesamt der klösterlichen Gartenkultur erst nach weitergehender Grundlagenforschung erfolgen.

2. Repräsentative Standes- und Herrschaftszeichen

Mit dem bisher Gesagten ist auch schon nahe gelegt, dass den Klosterorangerien nicht zuletzt die Funktion informeller herrschaftlicher Zeichen zukam. Dies wird auch dadurch plausibel, dass es bei Bettelordensklöstern, wenn überhaupt, immer nur kleine, schlichte Glashäuser gab. Allein bei den Prälatenorden, und zwar beileibe nicht nur bei den Reichsabteien, finden wir dagegen groß dimensionierte und architektonisch anspruchsvollere Orangeriebauten.

Der statistische Befund legt nahe, den Klosterorangerien die Funktion eines repräsentativen Herrschaftszeichens zuzuschreiben, allerdings eines informellen, nicht obligaten. Als solches war es imstande, einen ständischen, herrschaftlichen Anspruch zu symbolisieren. Doch sind die Orangerien nicht zu den verbindlichen Standeszeichen zu rechnen wie beispielsweise Wappen oder Präzedenzrechte, sondern zu denen, derer sich die Standesangehörigen frei bedienen konnten. Hierzu gehörten neben architektonischen Zeichen beispielsweise auch okkasionelle Medien wie Leichenpredigten¹²⁹ oder *Castra doloris*¹³⁰ und die klösterliche Festkultur.¹³¹

Linten weist darauf hin, dass der Komplexitätsgrad der Bauzier proportional zum gesellschaftlichen Stand des Bauherrn gewählt wurde. Figuren und Ornamente seien an königlichen Orangerien noch reicher als an fürstlichen

chen 2000; Stephanie Hauschild, *Das Paradies auf Erden. Die Gärten der Zisterzienser, Ostfildern 2007*; Odilo Lechner/Miriam Kauko, *Berühmte Klöster und ihre Gärten*, Hamburg 2007; Hermann Josef Roth, *Schöne Alte Klostergärten*, Würzburg o. J.; u. a. m.

128 Den Klostergärten widmen sich vergleichsweise wenige gartenhistorische Studien; s. den Forschungsüberblick: Inken Formann, *Zum Stand der Forschung „Klostergärten“* (Hermann J. Roth/Joachim Wolschke-Bulmahn/Gesa Schönermark [Hrsg.], *Klostergärten und klösterliche Kulturlandschaften. Historische Aspekte und aktuelle Fragen*, München 2009, 15–39). In gartenhistorischen Überblickswerken wird meist nur auf mittelalterliche Klostergärten eingegangen; s. unter neueren Publikationen beispielsweise Trotha, *Gartenkunst* (wie Anm. 126), 27ff.; Matteo u. Virgilio Vercelloni, *Geschichte der Gartenkultur. Von der Antike bis heute*, Darmstadt 2010, 22ff. Das neue Standardwerk zur Gartenkunst beschränkt sich auf die Neuzeit; auch hier sind Klostergärten oder gar -orangerien kaum berücksichtigt; s. Schweizer/Winter, *Gartenkunst in Deutschland* (wie Anm. 9).

129 S. Georg Schrott, *Leichenpredigten für bayerische Prälaten der Barock- und Aufklärungszeit* (Materialien zur bayerischen Landesgeschichte 22) München 2012.

130 S. v. a. Lieselotte Popelka, *Castrum Doloris oder „Trauriger Schauplatz“*. Untersuchungen zu Entstehung und Wesen ephemerer Architektur, Wien 1994.

131 S. exemplarisch: Solemnitas. Barocke Festkultur in Oberpfälzer Klöstern. Beiträge des 1. Symposiums des Kultur- und Begegnungszentrums Abtei Waldsassen vom 25. bis 27. Oktober 2002 (hrsg. v. Manfred Knedlik/Georg Schrott) (Veröffentlichungen des Kultur- und Begegnungszentrums Abtei Waldsassen 1) Kallmünz 2003.

gewesen.¹³² Der architekturhistorische Vergleich müsste zeigen, ob sich dieses Prinzip auch in den Klöstern nachweisen lässt. Waren die Orangerien der Reichsprälaten grundsätzlich größer und reicher gestaltet (wie die in Kempten oder Fulda) als die der landständischen Stifte, oder gibt es Beispiele, wo die Standesgrenzen unscharf werden? Gibt oder gab es Skulpturenschmuck wie in der Reichsabtei Echternach auch in Pomeranzenhäusern landständischer Prälaten?

In den Gärten weltlicher Ensembles ist weiterhin von der möglichen „*Doppelfunktion der Orangerie als Pflanzen- und Lusthaus*“¹³³ auszugehen, wobei der zweite als der jüngere Nutzungstyp anzusehen ist.¹³⁴ Linten hat dementsprechend für die verschiedenen Adelsorangerien in Westfalen die Quellen auf eine mögliche Lusthaus-Funktion hin befragt – mit wechselnden Ergebnissen: im einen Fall ist diese Funktion sicher nachzuweisen, im anderen auszuschließen, in wieder anderen allenfalls zu postulieren.¹³⁵ Ähnliche Differenzierungen müssten auch noch für die Klosterorangerien vorgenommen werden.

Eine weltliche Orangerie ist immer dann als ausdrücklich repräsentatives Zeichen anzusehen, wenn sie als architektonisches Pendant zum Schloss konzipiert ist.¹³⁶ Von ausschlaggebender Bedeutung für den planerischen Entwurf war in der Regel die Sicht- und Symmetrieachse, die, oft kilometerlang dimensioniert, auf das Schloss zu und durch dessen Mittelsenkrechte hindurch in den Garten und die dahinterliegende Landschaft lief. Nicht selten wurde der Blick dann in der Ferne von einer Point de vue-Orangerie aufgefangen. „*Durch die Degradierung aus dem Blickpunkt der Hauptachse in einen entfernteren Gartenteil kann die architektonische Bedeutung dieser Orangeriegebäude sinken. Dient das sich auf die Orangerie beziehende Parterre allerdings als Festraum im Freien, steht die architektonische Gestaltung der abseits gelegenen den point de vue-Orangerien in nichts nach.*“¹³⁷ Neben der Lage war aber auch die Größe von Bedeutung, „*denn je größer der Bau, desto mehr Orangen konnten ihren Platz finden, und je mehr Orangen ein Fürst hatte, desto angesehener war er.*“¹³⁸

Übertragen auf die Klosteranlagen ist zu fragen, wie dort analoge architektonische Strukturen herzustellen waren. Die optischen Dominanten waren hier fast immer die Klosterkirchen, doch auf solche wurden Orangeriebauten wohl nie bezogen. Sehr wohl findet man aber öfter Ensembles, wo Pomeran-

132 S. Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 36.

133 Ebd., 42; vgl. auch ebd., 56. Über Lusthäuser als Gartenbauwerke s. auch Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 33f.; Hesse, Architektur im Garten (wie Anm. 88) 257–260.

134 S. Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 267.

135 S. ebd., pass.

136 S. ebd., 51.

137 Ebd., 54.

138 Ebd., 55, Anm. 124.

zenhäuser auf kleinräumigere Achsensysteme bezogen waren. Zwei Konzepte wurden dafür entwickelt. So finden wir auch bei den Klosteranlagen Pomeranzenhäuser, die mit der Mittelachse eines geometrischen Gartenquartiers korrespondierten, etwa in Dalheim, Ebrach, Kamp, Langheim oder Waldsassen. In manchen Fällen wurden Orangerien aber auch als Pendants zu den Prälatentrakten errichtet, so in Echternach.

Abseitige und klein dimensionierte Glashäuser wie beispielsweise in Michelfeld oder Seligenstadt werden dagegen von geringer repräsentativer Wirkksamkeit gewesen sein.

3. Frühneuzeitliche Sammelpraxis

Zumindest teilweise stehen klösterliche Orangerien auch im Zusammenhang mit der frühneuzeitlichen Sammelpraxis.¹³⁹ und zwar in zwei verschiedenen Ausprägungen. Sicher war es oft das Seltene, Fremdartige, Bestaunenswerte, das die Attraktivität einer fremdländischen Pflanzensammlung ausmachte. Als beispielsweise der fränkische Hofmeister Johann Michael Füssel 1784 mit einer kleinen Gruppe junger Adelige nach Waldsassen kam, erblickte er dort das erste Mal in seinem Leben eine Kaffeepflanze. Er schrieb darüber: „*Im Gewächshause sahen wir unter andern einen Caffeebaum. Er hatte Früchte, die den Weichseln gleichen.*“¹⁴⁰ An den Fürstenhöfen war das Aufblühen von Agaven eine öffentliche Sensation und führte zu einem regelrechten „Hype“: Es konnte Jahrzehnte dauern, bis man die „Hundertjährigen Aloe“ zur Blüte brachte, dann bildete sie einen mehrere Meter hohen Blütenstand mit Tausenden von Blüten aus. Anschließend starb die ganze Pflanze ab. Das spektakuläre Ereignis wurde an den Höfen oft durch Broschüren und Medaillen-Prägungen verewigt. Als es 1720 im fürstbischöflich-eichstättischen Hofgarten zu einer solchen Blüte kam, benannte der Berchinger Pfarrer Philipp Martin Billinger eine Festpredigt nach diesem Ereignis. In Kloster Plankstetten wurde damals der Heilige Leib des Martyrers Felix in einer prachtvollen Translationsfeier auf einen Seitenaltar gehoben. Ohne jeden inhaltlichen Bezug ließ Billinger auf die Broschüre seiner Predigt als Titel drucken: „*Geistlicher ALOË-FLOR, Da ist: Lob- und Ehren-Red, Bey Solenner Translation deß heiligen FELICIS Martyris...*“¹⁴¹

139 S. als Überblick Geurts, Pflanzenkunde und Pflanzensammlungen (wie Anm. 9); außerdem im selben Band Michael Hesse, Architektur im Garten (wie Anm. 88), 255–257. Auf den sammlungshistorischen Aspekt von Orangerien verweisen auch: Linten, Orangerien in Westfalen (wie Anm. 26), 275; Saudan-Skira/Saudan, Orangerien (wie Anm. 98), 88/94/125ff.

140 [Johann Michel Füssel,] Unser Tagbuch oder Erfahrungen und Bemerkungen ... auf einer Reise durch einen großen Theil des Fränkischen Kreises nach Carlsbad und durch Bayern und Passau nach Linz. Bd. 1, Erlangen 1787, 193–195.

141 Gedruckt in Ingolstadt 1720. S. dazu Georg Schrott, Geistlicher Aloë-Flor. Zur religiösen Symbolik von Orangeriepflanzen in der bayerischen Literatur der Barockzeit (Museion

Funktional gibt es in der Orangeriekultur somit Überschneidungen mit den frühneuzeitlichen Wunderkammern, in denen Besitzer und Besucher angesichts der angehäuften Mirabilia ins Staunen geraten sollten und wollten.¹⁴² Die Faszination, die solche Curiosa auslösten, vermittelte einen stark affektiven Eindruck von den Wundern der göttlichen Schöpfung. Ähnliches konnten Orangeriepflanzen leisten. Zitrusbäume, die Früchte und Blüten zugleich trugen, Bibelpflanzen wie Feigen und Granatäpfel, die die biblische Botschaft zu illustrieren vermochten, oder bizarre Gewächse von fernen Kontinenten wie Agaven und Kakteen ließen die Menschen jener Zeit sicher ebenfalls nicht wenig staunen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts trat zunehmend eine andere Sammelintention in den Vordergrund. In dieser Zeit beschleunigte sich bekanntlich die Metamorphose der Naturgeschichte hin zu den Naturwissenschaften. Die Botanik war dabei eine der Leitwissenschaften, und sie wurde in breitem Umfang auch von Dilettanten (im ursprünglichen Sinne des Wortes) betrieben. Zu den Pflanzenliebhabern zählten nicht selten Mönche und Chorherren, wie die zahlreichen Herbarien belegen, die uns aus den Klöstern dieser Zeit im Original oder nachrichtlich überliefert sind. Auch aus verschiedenen Orangerie-Inventaren kann man ablesen, dass sich die Bestände einem botanischen Sammelinteresse verdankten. So ist es im Falle einer undatierten, aber wohl dem späten 18. Jahrhundert entstammenden „*Specification Von ost-Indianischen, wie auch West-Indianischen und Affricanischen Gwäx*“ aus dem Kloster Lambach, eines eng beschriebenen Verzeichnisses, das insgesamt vier Seiten umfasst.¹⁴³ Von der „*Acacia Indica*“ (womit in damaliger Terminologie beispielsweise der Tamarindenbaum gemeint sein kann) bis zum „*Tithymalus [heute: Euphorbia] amygdaloides*“, der Mandelblättrigen Wolfsmilch, sind in alphabetischer Reihenfolge zig Spezies aufgelistet, teils in Linnés binärer Nomenklatur, teils in beschreibender Form. Zum Teil handelt es sich um tropische oder subtropische Exoten wie Ficus oder Kakteen, zum Teil um winterharte Pflanzen. Klassische Orangeriegewächse sind kaum darunter, insbesondere keine Zitrusbäumchen. Die Kollektion macht den Eindruck einer botanischen Liebhabersammlung, nicht spezialisiert, sondern in eine gewisse enzyklopädische Breite gehend.

4. Klosterküche

Nachweislich wurden in den Klöstern Früchte von Orangeriepflanzen verzehrt. So wird überliefert, dass in Sankt Gallen schon 1732 reife Ananas

Boicum oder bajuwarische Musengabe. Beiträge zur bayerischen Kultur und Geschichte. Hans Pörnbacher zum 80. Geburtstag, hrsg. v. Guillaume van Gemert u. Manfred Knedlik, Amsterdam – Utrecht 2009, 211–231) 217–221.

142 S. Tschira, Orangerien und Gewächshäuser (wie Anm. 8), 11.

143 Stiftsarchiv Lambach: Fasz. „Gartenbau in Lambach 1647–1795“, 9468f.

geerntet wurden.¹⁴⁴ 1760 ist dasselbe für die Abtei Salem am Bodensee belegt.¹⁴⁵ Johann Nepomuk Hauntinger berichtet 1784 Entsprechendes von den Prämonstratensern in Schussenried, dort allerdings geschah dies „*im Hofgarten ... in eigenen dazu bereiteten Beeten*“.¹⁴⁶ In Sankt Urban in der Schweiz wurden dafür die Glashäuser gegenüber der großen Orangerie genutzt¹⁴⁷. Im Kloster Rott am Inn wird im Jahr 1787 über den Ertrag der „Fruchtbäume“ berichtet: „*Feigen erhielt man viele und schöne von den in Töpfe gesetzten Bäumchen*.“¹⁴⁸ Das Kremsmünsterer Feigenhaus wurde sicher für denselben Zweck erbaut. Im Prämonstratenserkloster Neustift bei Freising wurden zur Zeit der Säkularisation Feigen-, Lorbeer- und Mandelbäumchen in Kübeln gehalten.¹⁴⁹ Auch wenn sie nachweislich als Zierde im Garten dienten, legt die Konzentration auf kulinarische Nutzpflanzen auch deren Verwertung für die Küche nahe. Abt Dominikus Hagenauer von Sankt Peter in Salzburg schenkte der Nonnberger Äbtissin Maria Antonia Theresia von Eiselsberg in den Jahren zwischen 1786 und 1808 zum Namenstag jeweils 18 Pomeranzen.¹⁵⁰ In zwei Fällen ist in seinem Tagebuch der Kaufpreis der Früchte angegeben. Ob sie in den anderen Jahren aus der klösterlichen Orangerie im Landsitz Aighhof stammten, wissen wir leider nicht.

5. Klostermedizin?

Während sich das bisher Gesagte durch Quellen absichern oder zumindest durch Vergleich plausibel machen lässt, können zwei weitere mögliche Funktionen bisher nur postuliert, aber nicht bewiesen werden. Die eine ist die medizinische Nutzung von Orangeriepflanzen. Auch wenn der heutige Begriff der Klostermedizin wohl eher einem bestimmten Nachfragesegment unserer Gesundheits- und Wellnessökonomie als geschichtlichen Gegebenheiten zuzuordnen ist¹⁵¹ – das medizinische Wirken von Religiösen und die Existenz

144 Korrespondenz-Nachrichten. St. Gallen (Morgenblatt für gebildete Stände, 18. März 1823, H. 66, 259f.) 260.

145 S. Hartmut Troll, „Und auffallend auch die gärtnerischen Anlagen“. Die Gärten der Zisterzienser in Salem (Neun Jahrhunderte lebendige Tradition. Kloster und Schloss Salem, hrsg. v. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, München 2014, 175–181) 178f.

146 Johann Nepomuk Hauntinger, Reise durch Schwaben und Bayern im Jahre 1784, hrsg. v. Gebhard Spahr, Weissenhorn 1964, 41.

147 S. Importierte Prachtentfaltung (wie Anm. 50), 10.

148 Franz von Paula Schrank, Reise nach den südlichen Gebirgen von Baiern [...], München 1793, 328.

149 S. Lehrmann, „Das ist eine prächtige Kaserne“ (wie Anm. 81) 124f.

150 S. Abt Dominikus Hagenauer (1786–1810) von St. Peter in Salzburg. Tagebücher 1786–1810. Teilband I und II (SMGB 46. Ergänzungsband), Sankt Ottilien 2009, S. 34/99/146/309/344/431/477/525/646/688/734/986/1041/1125/1179/1240.

151 S. Markus Tauschek, Vom hortus conclusus zur Wellnes-Oase? Die Kommodifizierung klösterlicher Kultur (Res naturae. Die Oberpfälzer Klöster und die Gaben der Schöpfung.

von Klosterapotheken sind historische Fakten. Allerdings fehlt es weitgehend an Erkenntnissen über deren konkreten Einsatz.

Wie auch immer: Kräuterbücher und andere medizinische Schriften dürften in den Klosterbibliotheken regelmäßig vorhanden gewesen sein. Darin fanden die Leser auch zahlreiche Hinweise zum pharmazeutischen Gebrauch typischer Orangeriepflanzen wie beispielsweise Zitrusfrüchte, Granatäpfel oder Feigen.¹⁵² Daran knüpfte in zwei Publikationen auch Odilo Schreger aus dem oberpfälzischen Benediktinerstift Ensdorf an. In seinem „*Speiß-Meister*“, einer diätetischen Schrift,¹⁵³ und in seiner „*Haus-Apothecke*“ lassen sich immer wieder Rezepturen mit Zitronen, Pomeranzen, Lorbeer und Feigen finden. Da Schreger jedoch für die „einfachen Leute“ schrieb und nicht für Orangeriebesitzer, muss davon ausgegangen werden, dass derlei Zutaten Mitte des 18. Jahrhunderts einigermaßen zuverlässig im Handel erhältlich waren. Erste punktuelle Studien über den Zitrushandel im 17. und 18. Jahrhundert bestätigen dies auch: Der deutsche Norden wurde überwiegend auf dem Seeweg beliefert, während sich der Süden mittels des transalpinen Handels mit Südfrüchten versorgen konnte. Hausierer brachten die Agrumen auch an Orte fern der Zentren.¹⁵⁴ Die satirische Charakterisierung eines solchen Zitrushändlers stammt übrigens aus der Feder eines Mönchs, des Rhetorikprofessors und späteren Abtes von Michelfeld Wolfgang Rinswenger. In dem Drama „*Potinus*“,¹⁵⁵ aufgeführt 1700 auf der Bühne des Benediktiner-Gymnasiums in Freising, ist die Dialekt-Arie eines fliegenden Händlers („*circumforaneus*“) aus Tirol, genauer eines Zitronenhausierers („*Leemoni mo*“), enthalten, begleitet von der Regieanweisung: „Früchte werden verteilt, um sie für Aderlässe bereitzustellen“.¹⁵⁶

Beiträge des 2. Symposiums des Kultur- und Begegnungszentrums Abtei Waldsassen vom 17. bis 19. Juni 2005 [hrsg. v. Manfred Knedlik/Georg Schrott] [Veröffentlichungen des Kultur- und Begegnungszentrums Abtei Waldsassen 2] Kallmünz 2006, 209–228).

152 S. Schrott, Caffeebaum und Pomerantzen (wie Anm. 65), 81ff.

153 S. Odilo Schreger, *Speiß-Meister/ Oder Nutzlicher Unterricht Von Essen und Trincken...*, München – Stadtamhof 1766 (u. ö.); ders., *Kleine Hausapotheke*, München 1769 (u. ö.); dazu Schrott, *Caffeebaum* (wie Anm. 65), 86–89.

154 S. Rainer Beck, *Lemonihändler. Welsche Händler und die Ausbreitung der Zitrusfrüchte im frühneuzeitlichen Deutschland (Märkte im vorindustriellen Europa [Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2004/2])* Berlin 2004, 97–123); Johannes Pommeranz, „Schöne Zitron und Appelsina“. Die Anfänge des transalpinen Zitrushandels und seine Bildquellen (Die Frucht der Verheißung. Zitrusfrüchte in Kunst und Kultur, hrsg. von Yasmin Doosry/Christiane Lauterbach/Johannes Pommeranz, Nürnberg 2011, S. 307–335).

155 Wolfgang Rinswenger, *E Funere Phœnix Sive operis posthumi Dramatum Pars III*, hrsg. v. Johannes Evangelista Heigl, Stadtamhof 1730, 179–252. S. dazu auch: Benno Hubensteiner, *Die geistliche Stadt. Welt und Leben des Johann Franz Eckher von Kapfing und Liechteneck, Fürstbischofs von Freising*, München 1954, 171f.

156 Rinswenger, *E Funere Phœnix* (wie Anm. 156), 238: „*Distrahuntur fruges, pro phlebotomis comparandæ.*“

1.
*Guetn Abed, kents mi scho,
 Bin halt ä Leemoni mo,
 Affin aus Tyroll.
 Schwartz ums Maul, in Gwissn weiß,
 Mit ain halbn dreysger leiß
 Bin i z'fridn woll.*

2.
*Braucht ihr öppät sottläs G'fräß,
 Taugt gar hibsich in d'Aderläss,
 Zum än Glässl-Wein.
 Gfalt euch waß, klaubt rauß i bitt,
 Liebe Leuth, verschweigt wärs nit,
 Seint wohl hibsich und fein...*

5.
*Bämeränschen hab ich vill,
 S'par 8 Kreuzer: wer ai will.
 Der lust hat, der zahlts.
 Käffts, so wird mein Karb bald lär,
 Dan i trag no dechter schwär,
 Mit der Frucht an Halß.*

6.
*Pergämoth, wan beliebt ihr Herrn,
 Sänt so marb, i sags nit gern,
 Bin ä guter Tropf.
 Aini um än Kreuzer gley,
 Muß ernöhrn Kind, und s'Weib
 Hat ain jeds än Kropf...¹⁵⁷*

Der Zitrushandel scheint also ein vertrautes, wenn auch besonderes Phänomen jener Zeit gewesen zu sein. Zitronen und Bergamotten konnten von fahrenden Händlern erworben und medizinisch genutzt werden – man brauchte dafür nicht Zugang zu einem Orangeriebestand. Andererseits: wenn die Ingredienzien im Klostergarten direkt greifbar waren – warum hätte man sie dann in den Krankenstuben und Klosterapotheken nicht nutzen sollen?

¹⁵⁷ Ebd., 238–240.

6. Religiöse Erbauung?

Rein spekulativ ist die Annahme, die Orangeriepflanzen könnten eine gewisse Rolle in der religiösen Erbauung ihrer Besitzer gespielt haben. Nicht wenige der Gewächse können ja zu den heute so genannten „Bibelpflanzen“ gerechnet werden.¹⁵⁸ Mit Feigen, Granatäpfeln und Oliven waren die Religiösen durch die Heiligen Schrift vertraut. Was mag einem Mönch angesichts solcher Bäumchen in der Klosterorangerie durch den Kopf gegangen sein? Es wäre sehr erfreulich, wenn einmal Ego-Dokumente ausfindig gemacht werden könnten, die diese Frage beantworten.

7. Orangerien im Koordinatensystem der klösterlichen Öffentlichkeitsbezüge

Zu meiner Studie über Klosterorangerien wurde ich angeregt, als ich mich mit den Wechselwirkungen der frühneuzeitlichen Stifte mit der Öffentlichkeit beschäftigte. In diesem Zusammenhang wurde deutlich, dass so disparate Phänomene wie klösterliche Festkultur, Medien wie Gelegenheitspredigten und *Castra doloris* oder Institutionen wie Bibliotheken, Naturalienkabinette und wissenschaftliche Armarien innerhalb eines gemeinsamen Koordinatensystems interpretiert werden können.¹⁵⁹ Die Vielfalt solch klösterlicher Öffentlichkeitsbezüge kann mit Hilfe einer Matrix grob klassifiziert werden, die andernorts genauer vorgestellt wurde.¹⁶⁰ Im Falle der Klosterorangerien ergeben sich in etwa die folgenden Ergebnisse.

Eine erste Unterscheidung ist die zwischen den Polen „konvex“ und „konkav“. Im einen Fall wirkte die Institution Kloster über ihre Mauern hinaus – gleichsam „konvex“ – in die Öffentlichkeit draußen. So war es im Fall der öffentlichen stiftischen Festkultur, zum Beispiel bei den Säkularfeiern. Im anderen, „konkaven“ Fall öffnete man die Pforten und ließ die Welt ins Kloster herein. So war es beispielsweise im Zusammenhang mit der aufklärerischen Reise- und Besuchspraxis, bei der Bibliotheken, Naturalienkabinette und wissenschaftliche Armarien in großer Zahl auch in den Klöstern besichtigt wurden. Die Klosterorangerien zählen als architektonische Zeichen zu den „konvexen Öffentlichkeitstechniken“. Allerdings wäre in diesem Zusammenhang noch eingehender zu klären, welchen Grad von Öffentlichkeit die stiftischen Hofgärten aufwiesen – mit anderen Worten: ob Orangerien von Externen in

158 S. Schrott, Caffeebaum und Pomerantzen (wie Anm. 65), 91ff.

159 S. ders., »Die weltberühmte Bücherey«. Analogien kommunikativer Pragmatik in der festlichen Gelegenheitsliteratur und in der Bibliotheksgestaltung frühneuzeitlicher Klöster (Klosterbibliotheken in der Frühen Neuzeit in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, hrsg. v. Ernst Treppe [Bibliothek und Wissenschaft 45] Wiesbaden 2012, 227–248) 247.

160 S. ders., Der Schlüsselbund des Oberboursiers. Zum Spannungsverhältnis von Klausur und Öffentlichkeit(en) in Cistercienserklöstern des 18. Jahrhunderts (*Analecta Cisterciensia* 61, 2011, 122–144).

der Regel nur von weitem oder regelmäßig auch aus der Nähe betrachtet werden konnten.

Eine zweite Polarität ergibt sich aus der Frage, ob Klöster ihre Öffentlichkeitsbezüge eher initiativ, als Vorreiter, oder eher reaktiv, als Nachahmer gestalteten. Hier ist der Fall klar: Klösterliche Pomeranzenhäuser sind ohne das Vorbild der höfischen Orangerien nicht denkbar. Diese setzten einen Standard herrschaftlicher Repräsentation, dem sich viele Prälatenklöster anschlossen.

Erfolgte der Bau von Glashäusern eher rezeptiv, wurden vor allem Vorbilder kopiert? Oder haben wir es auch mit Beispielen kreativer architektonischer Einfälle zu tun? Hier wird das letzte Wort erst gesprochen werden können, wenn nach einer breiten Bestandsaufnahme eine klare Chronologie und Rezeptionsgeschichte der Orangeriearchitektur vorliegt. Zumindest im Falle der Schwanenhalsorangerien hatten die Architekten nur wenig Spielräume, beim repräsentativen Orangerietyp aber sehr wohl.

Eine weitere Antinomie ist die zwischen religiösen und säkularen Praktiken. Während ein Jubelfest oder das Leichengepränge für einen Prälaten trotz vieler Elemente weltlichen Poms immer auch ein zutiefst sakrales Ereignis war, müssen andere klösterliche Kulturpraktiken als fast frei von religiösen Konnotationen gelten. Dazu gehört die naturkundliche Sammelpraxis der vor-modernen Klöster, und bis auf weiteres werden wir auch die Klosterorangerien dazurechnen müssen.

F. Forschungsaufgaben

Den bisherigen Ausführungen war zu entnehmen, dass mit dem Thema der Klosterorangerien eine ganze Reihe noch offener Fragen verknüpft ist. Auf einige besonders dringliche sei gegen Ende dieser Erläuterungen hingewiesen.

1. Bestandsaufnahme und Klassifizierung

Zunächst einmal wäre die Bestandsaufnahme der Klosterorangerien fortzusetzen. Interessenten können beim „Arbeitskreis Orangerien in Deutschland“ Unterstützung finden,¹⁶¹ der die Erfassung zumindest der noch bestehenden Orangerien auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik vorantreibt. Doch ein erheblicher Teil der ehemaligen Anlagen ist heute verloren, und das Gesamt der historischen Orangeriekultur lässt sich angemessen nur anhand von weiteren Bild- und Schriftquellen umreißen. Stichproben (zu den oberpfälzischen Klöstern, zu Sankt Peter in Salzburg und zu Lambach) haben gezeigt, dass teils mit spärlichem und oft inkohärentem, teils aber auch mit ergiebigem Material zu rechnen ist, dann wieder mit dessen völligem Fehlen.

¹⁶¹ S. <http://orangeriekultur.de/> (Zugriff: 3.3.2015).

2. Chronologie

Anknüpfend an eine solche Bestandsaufnahme müssten weitere Kenntnis der äußeren historischen Abläufe erarbeitet werden. Wo und aus welchen Motiven wurden die ersten Klosterorangerien gebaut? Wie schnell breitete sich diese Gepflogenheit aus, wann und wodurch wurde sie zur Mode? Und was – außer den Klostersaufhebungen der Zeit Josephs II. und der Säkularisation – führte zu ihrem Ende? War es auch in den Klöstern der Einfluss der „Englischen Gartenkultur“, der den Orangerien den Garaus machte? Und wenn sie erhalten blieben: Welche Umnutzung machte dies möglich und wann erfolgte diese?

3. Kulturgeschichtliche Interpretation

Selbstverständlich waren die Klöster nicht die Initiatoren der mitteleuropäischen Orangeriekultur. Am Anfang stand das höfische Interesse an den „Goldenen Äpfeln“ und ihrem Anbau im Umfeld der Fürstenschlösser. Eindeutiger zu klären wären Wege, Formen und Motive des Kulturtransfers von den Höfen in die Klöster. Dabei ist das Feld der Imitations- und Akkomodationsphänomene¹⁶² höfischer und adeliger Kulturpraktiken in den Stiften insgesamt noch viel zu wenig und vor allem zu wenig systematisch untersucht worden. Geschah die Übernahme der Orangeriekultur durch die Prälaten im befruchtenden Austausch oder in abgrenzender Konkurrenz mit dem Landadel? Und in diesem Falle: war es eine eher „sportliche“, wohlwollende oder eher „verbissene“, aggressive Konkurrenz? Agierten die geistlichen Herren überhaupt zeitgleich mit den weltlichen oder ging die eine Gruppe der anderen voran? Gab es einen Austausch von Personal (sprich: von Architekten, Gärtnern) oder von Pflanzen? Trugen Gartenbesuche von reisenden Ordensgeistlichen und Landadeligen zum Kulturtransfer bei? Und lässt sich eruieren, wie klösterliche Pomeranzenhäuser gegenüber bürgerlichen Orangerien soziokulturell positioniert wurden? Dies sind einige von vielen Fragen, denen nachgegangen werden müsste.

Insbesondere wären Quellen über die damalige Semantik der Klosterorangerien wünschenswert, und zwar sowohl auf der Ebene der semantischen Intention wie der Rezeption. Welche Botschaft sollte ein klösterliches Glashaus nach außen kommunizieren? Ging es, wie ich meine, um Standesbewusstsein, um hochkulturelle Anschlussfähigkeit, nach und nach auch um die Demonstration aufklärerischer Erudition? Sodann: gelang die Kommunikation nach außen auch wirklich, sprich: wurden die Orangerien von Externen auch so „gelesen“, wie sie „gemeint“ waren? Außerdem: war eine solche Klosteroran-

162 S. dazu allgemein Peter Burke, *Kultureller Austausch (Erbschaft unserer Zeit. Vorträge über den Wissensstand der Epoche 8)*, Frankfurt/M. 2000, 17ff.; zu Phänomenen des Kulturtransfers in der Gartenkunst: Schweizer, *Einführung* (wie Anm. 21), 16–19.

gerie ein rein nach außen gewandtes Zeichen, oder wirkte sie auch nach innen, auf den Konvent und seine Gruppenidentität?¹⁶³

Tragfähige Antworten auf all diese und noch viel mehr Frage lassen sich nur in multi- und transdisziplinärer Kooperation erarbeiten. Die Geschichte der Architektur wie der Gartenkunst, die Ordens-, die Sozial- und die Kulturgeschichte sowie die Botanik sind gleichermaßen gefragt. In etlichen Fällen hätte die Archäologie hinzuzutreten, wie dies in Kamp am Niederrhein bereits erfolgreich vorexerziert wurde¹⁶⁴.

G. „Das“ Ende

Es überrascht nicht, dass die Klosterorangerien, ihrer Genese nach eine Ausprägung barocker Repräsentationskultur, den Anbruch der Moderne nicht überlebten – und wenn, dann allenfalls ihre Bausubstanz. Zum Teil beruhte dies nicht auf Entscheidungen ihrer Betreiber: Für viele Einrichtungen kam das Ende durch die josephinischen Klosteraufhebungen, die Französische Revolution oder die Säkularisationen um 1803.

In wohl allen anderen Fällen verzichteten die Äbte und Pröpste irgendwann auf den Betrieb ihres Kalthauses. So notierte der letzte Abt der westfälischen Benediktinerabtei Liesborn, Karl von Kerssenbrock (reg. 1798–1803), 1798 in seinem Tagebuch, er habe *„die Orangerie ... verkauft, weil sie jährlich viel kostete und wenig einbrachte.“*¹⁶⁵ Stattdessen ließ er entlang des Weges südlich der Zehntscheune zwischen den beiden Abtsgärten, wo sonst die Gewächse in ihren Kübeln standen, eine Obstbaumhecke pflanzen.¹⁶⁶

In Ottobeuren ließ Abt Honorat Göhl (reg. 1767–1802) *„die Verzierungen der Gärten ... durchgehends verschwinden, die Orangerie [d. i. die Pflanzensammlung] verkaufen, das Treibhaus demolieren, und die fleißigen Kunstgärtner aus Gram und Verdruß nach Babenhausen Zuflucht nehmen“*. Dabei hätten verschiedene Gewährsleute *„das damalige Gartenwesen überhaupts und im besonderen die edlen ... Obstgattungen ... in dem Treibhause nicht genug anrühmen“*¹⁶⁷ können.

Später wurde die Orangerie im Salzburger Stift Sankt Peter aufgegeben. Am 27. April 1821 schrieb Abt Albert Nagnzaun (reg. 1818–1856) folgende Sätze in sein Tagebuch: *„Heute wurde ein Theil der Orangerie ..., die ich bey diesen Zeiten für das Stift nicht nur für überflüßig, sondern selbst nachthei-*

163 Vgl. Schrott, „Die weltberühmte Bücherey“ (wie Anm. 159), 240f.

164 S. Detten, Die archäologischen Untersuchungen im barocken Terrassengarten von Kloster Kamp (wie Anm. 37); Interpretation der Ergebnisse durch Klinkhammer, Die architektonische Neugestaltung des Kamper Terrassengartens (wie Anm. 37), 134f.

165 Tagebuch des letzten Abtes zu Liesborn (wie Anm. 42), 27.

166 S. ebd.

167 B. Miller, Minuten und Welth. Sachen, Bd. II, fol. 44 (Archiv Ottobeuren: L. Chron. 92); zitiert nach Dischinger, Ottobeuren (wie Anm. 12), 651.

lig fand, und deßhalb an den Grafen Khevenhüller verschenkte (ohne Kübel und Reife) nach Kammer abgeführt.“ Gemeint ist hier Schloss Kammer am Attersee. Bei der verschenkten Orangerie handelt es sich natürlich nicht um das Gebäude beim Aighof (das steht heute noch dort, wenn auch umgebaut¹⁶⁸), sondern um den Pflanzenbestand. Der Abt fügte übrigens noch den Ausruf an: „Wieder eine Ausgabe weg!“¹⁶⁹

In allen drei Fällen wird deutlich, dass die Prälaten ihre exotischen Pflanzensammlungen nicht mehr als nützlich betrachteten und ihrem Zierwert keine Bedeutung mehr beimaßen. Weder als Dekor der Klosteranlage noch als Medium der ständischen Repräsentation wurden sie noch gebraucht. Die Orangerie hatte ihren Boden in der Klosterkultur verloren.

H. Überlebenschancen

So fanden die Klosterorangerien also auf verschiedene Weisen ihr Ende, jedenfalls aber im Kontext der geistigen und politischen Umbrüche des späten 18. Jahrhunderts. In der Folge gingen viele Orangeriegebäude verloren. Die von Fatsar für Ungarn aufgestellte Faustregel, dass gemauerte Bauten die Zeitläufte eher überlebten als solche aus Holz,¹⁷⁰ dürfte sich auf ganz Mitteleuropa ausdehnen lassen. Bausubstanz blieb auch dann eher erhalten, wenn eine Umnutzung gelang – freilich auf Kosten des architektonischen Originalbestands. In Kempten wurde die Orangerie 1804 von dem dortigen Wirt Johann Boda gekauft und von dessen Nachkommen bis 1923 als Wohnhaus genutzt.¹⁷¹ Dieselbe Funktion erfüllt auch die Orangerie von Ottobeuren. Die Winterung der ehemaligen fuldischen Propstei Petersberg diente von 1858 an als Pfarrhaus. Nun sind die noch erhaltenen Mauern des Erdgeschosses in die 2005 errichtete Cella St. Lioba integriert (Abb. 12).¹⁷²

Erst heute wird durch das neue und ganz anders gelagerte Interesse an der klösterlichen Gartenkultur auch den Orangerien wieder größeres Interesse entgegengebracht. Die ruinös gewordenen Bauten in Altenburg und Břevnov konnten so eine „Wiederauferstehung“ erfahren.

Freilich sind ehemalige Pomeranzenhäuser nur noch in den seltensten Fällen in ihrer alten Funktion zu bewundern, etwa in Seligenstadt, das aber kein Kloster mehr ist. Umnutzungen müssen dem speziellen Raumvolumen und

168 S. Mette, Studien zu den barocken Klosteranlagen in Westfalen (wie Anm. 38), 86.

169 ASP: Hs. A 82, S. 204.

170 S. Fatsar, Hungarian Orangeries (wie Anm. 60), 75.

171 S. Ziolkowsky, Leben im Hofgarten (wie Anm. 74); die architektonische Umnutzung ist ebd. relativ ausführlich dokumentiert.

172 S. Eva Krause Stefan Storch, Cella St. Lioba: zur Baugeschichte von ehemaliger Orangerie und späterem Pfarrhaus in Petersberg (Die Kirche St. Peter in Petersberg bei Fulda. Denkmalpflege und Forschung, hrsg. v. Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Darmstadt 2014, 95–99).



Abb. 12: Die ehemalige Orangerie der fuldischen Propstei Petersberg, heute zur Cella St. Lioba umgebaut (Reith Werner Storch Architekten und Ingenieure Partnerschaft, Fulda)

-klima Rechnung tragen. Am ehesten scheint derzeit eine Verwendung zu gastronomischen Zwecken nahezuliegen. Zu entsprechenden Lösungen hat man beispielsweise in Bronnbach, Fulda und Stams gefunden. Ähnlich in Eberbach: dessen Orangerie „*verlangt förmlich nach einer romantischen Veranstaltung. Sei es ein Sommerfest, ein Empfang oder ein privates Fest ...*“ – so der Betreiber, die Stiftung Kloster Eberbach, auf seiner Homepage.¹⁷³ Durch ihre galerieartige Form bieten sich Glashäuser auch als Ausstellungsräume an – umgesetzt beispielsweise in Sankt Urban¹⁷⁴ oder auf dem Michelsberg bei der Landesgartenschau in Bamberg 2012.¹⁷⁵

Für jede Art von Weiterverwendung muss gelten: Eine akribische Dokumentation des Altbestands, wie sie in beispielsweise in Bronnbach¹⁷⁶ und Trie-

173 <http://kloster-eberbach.de/kloster/veranstaltungsraeume/orangerie.html> (Zugriff: 16.3.2015).

174 S. Importierte Prachtentfaltung (wie Anm. 50), 10.

175 S. dazu auch Felix Lüdicke, Klosterlandschaft St. Michael. Gegenwart und Zukunft. Forschungsprojekt 2010, Bamberg 2011, v.a. 140ff.

176 S. dazu: Kloster Bronnbach. Sanierung und Umbau des Bursariats und der Orangerie zum Bildungszentrum, Tauberbischofsheim o. J. (2006), 63ff.

fenstein¹⁷⁷ erfolgte (und in Prüfening offenbar unterblieb¹⁷⁸), muss selbstverständlich sein.

Als meist raumprägende Gartenarchitektur verdient eine Orangerie mehr als nur Denkmalschutz und ein adäquates Raumnutzungskonzept. Jedes Pomeranzenhaus vormoderner Herkunft ist ein historisches Dokument und Symbol. Es hält als Element im Ensemble anderer visueller Zeichen in der Klosterlandschaft die Erinnerung an eine historisch gewachsene Ausprägung der klösterlichen Kultur und der gesellschaftlichen Ordnung wach – die zwar vergangen ist, aber als Kontrastfolie zur Schärfung unseres Bewusstseins für heutige Formen monastischer und kultureller Identität beitragen kann. Der vergangenen und der gegenwärtigen Klosterkultur wäre so ein wertvoller Dienst erwiesen, würde man die Klosterorangerien in ihrer Symbolik weiterhin vermehrt zum Sprechen bringen.¹⁷⁹

Zusammenfassung

Eine beachtliche Anzahl von Klöstern der Barockzeit besaß eigene Orangerien, also beheizbare Gewächshäuser, in denen hauptsächlich Pomeranzen und Zitronen angebaut wurden, wozu seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend sonstige Tropenpflanzen wie Palmen traten. Die klösterlichen Orangerien sind im gesamten mittel- und westeuropäischen Raum nachweisbar, wobei sich vor allem die Prälätenklöster der Benediktiner und Zisterzienser, gelegentlich auch Augustinerchorherren und Prämonstratenser solche Einrichtungen leisteten. Die Gartenkultur der frühen Neuzeit wurde geprägt von der höfischen Kultur, in der Orangeriegebäude als Höhepunkt nicht fehlen durften. Die ausgesprochen vielfältige Ausführung der Klosterorangerien lässt sich dabei am ehesten mit den Gestaltungen des Landadels vergleichen. Der klösterliche Bauherr demonstrierte mit den Orangeriegebäuden in informeller Weise einen Anschluss an das Lebensgefühl der höheren Stände. Die exotischen Pflanzen bezeugten Weltoffenheit und universale Bildung bzw. Prägung durch die antike Kulturwelt, in der vor allem die Pomeranzen als angebliche „mala aurea“ mit den goldenen Früchten aus dem Garten der Hesperiden gleichgesetzt wurden.

177 S. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München: Kloster Triefenstein, Orangerie, Flur-Nr. 6423.

178 S. Paulus, Die ehemalige Orangerie des Klosters Prüfening (wie Anm. 66).

179 Für den Druck umgearbeiteter Vortrag, gehalten bei der Jahrestagung der Bayerischen Benediktinerakademie am 9. November 2013 in der Abtei Sankt Bonifaz, München.

Abstract

Many baroque monasteries had its own orangery, i.e. heated greenhouses where bitter oranges and lemon were cultivated. At the end of the 18th century, the number of other tropical plants like palm trees increased. Monastic orangeries can be traced in many places of Central and Western Europe where mainly the Prelate monasteries of Benedictines and Cistercians, occasionally of Augustinian and Premonstratensian canons could afford such features. The garden culture of the early modern era was shaped by the court culture where orangeries were considered an obligatory highlight. The realization of monastic orangeries was quite varied and their style resembles predominantly the constructions of the lesser rural nobility. Through the orangeries, the monasteries demonstrated in a symbolic way that they shared the outlook of the higher ranks. Exotic plants showed openmindedness and universal culture, i.e. the understanding of the antique world, where especially bitter oranges were considered the “mala aurea”, the golden fruits from the garden of the Hesperides.